



Berlin, den 8. Dezember 1900.

Tetralogie.

Parrhasios, ein Führer der ionischen Sezessionisten, ist durch zwei Thaten weltberühmt geworden, die er gewiß nicht für seine größten hielt. Er hat einen Vorhang gemalt, der ein Bild zu verhüllen schien und so natürlich ausah, daß der Kollege Zeuxis ihn wegziehen wollte. Und er hat die thronende Majestät des Demos in einem Gemälde dargestellt, das Plinius sehr ähnlich fand, weil es alle wichtigen Wesenszüge des vielköpfigen Tyrannen zeigte, die guten und schlechten: Milde und Grausamkeit, Stolz und Demuth, Gerechtigkeit und Rachsucht, die Würde des unnahbaren Herrschers und den feigen Knechtsinn des seit Jahrhunderten ins Frohnjoch Gespannten. Vergessen sind die einst so bewunderten Käufer des Ephesers, vergessen ist auch sein Kampf um des Achilleus sieghafte Waffen; nur von dem Vorhang und von dem Demos wird manchmal noch gesprochen. Vielleicht war Parrhasios mehr Politiker als Maler; jedenfalls kommandirte er die Kunst, politische Thiere zu zähmen. Er malte reizende Vorhänge, hinter denen sogar die Fachgenossen Wunderdinge verborgen wärenten, und er wäre auch mit den erwählten Repräsentanten des Demos, dessen Wesen er so gut kannte, leicht fertig geworden. Ihr Toben hätte ihn nicht geängstet, ihr Zorn nicht geschreckt; und wenn sie sich vor seiner Werkstatt in Haufen geschaart und ihn an Leib und Leben bedroht hätten, dann wäre er mit verbindlichem Lächeln vor die Thür getreten und hätte die lieben Mitbürger eingeladen, sich gefälligst sein neuestes dekoratives Bild anzusehen. So muß mans machen. So hat es in der vorletzten Novemberwoche des Deutschen Reiches Kanzler gemacht und er wird seitdem so laut gepriesen wie einst der Epheser, da er den Zeuxis im Wettkampf geschlagen hatte. Er benahm sich auch wirklich sehr geschickt, zeigte,

daß er die Kunst, mit Menschen umzugehen, versteht, und kann sich, wie weiland Gladstone, rühmen, als glücklicher Besitzer einer parliamentary hand Alles flink zum Besten gewendet zu haben, was so schlimm werden zu wollen schien. Dabei hat er erst seit ein paar Jahren mit Parlamentariern zu thun; doch ihm ersezt der Instinkt die Erfahrung. Er sagt, was man hören, malt, was man sehen will, und Jeder freut sich dankbar des Schmauses für Ohr und Auge. Nur die Sozialdemokraten blieben spröde; alle Anderen erwiesen dem neuen Herrn wenigstens mit einem freundlichen Wort Reverenz. Und die Zeitungschreiber aller Farben huldigten ihm mit einem Begehr, dessen kein Held Coopers sich beim Skalpfeß zu schämen brauchte. An dem Staatssekretär hatten sie früher den zierlichen Blumenschmuck der Rede gerühmt; jetzt fand auch Schmock, der Bülow der ersten Periode sei eigentlich doch zu sehr Feuilletonist gewesen, der Kanzler aber habe die „großen, feierlichen Akkorde angeschlagen“, die dem erweiterten Pflichtenkreis und dem Ernst der Stunde entsprachen. Und seine Schlagfertigkeit, die Fülle seiner Gedanken, der wuchtige Aufbau des Satzgefüges! Sogar Säckelchen, die der Thor für unwichtig hält, die eine ragende Persönlichkeit aber fein und scharf differenziren, wurden uns nicht verschwiegen. Der neue Kanzler trägt einen tadellos sitzenden schwarzen Gehrock; er reibt sich, wenn er den Reichstagsaal betritt, die Hände — vielleicht hat er sie, als Pilatusschüler, vorher im Bundesrathszimmer gewaschen — und hat, wenn er mit Abgeordneten spricht, väterliche Geberden. Parrhassios ist der größte Maler der Hellenenwelt! Und Graf Bülow ist in der Presse ein so unermesslicher Meister der Staatskunst, ... wie es der Graf von Caprivi, der Freiherr von Marschall und der Fürst zu Hohenlohe waren, so lange der Allerhöchste Herr — Das ist nach bekanntem preussischen Sprachgebrauch nicht der liebe Gott — ihnen mit dem Amt die Geniekrast ließ, und wie es heute ein Fürst von Radolin oder Eulenburg wäre, wenn er die Erbschaft Chlodwigs, des in seiner Art Einzigen, angetreten hätte. Wir haben seit zehn Jahren so viele hübsch gemalte Vorhänge gesehen, daß die Bewunderung schon feste Ausdrucksformen gefunden hat. Zeusis war noch neugierig und wollte die Falten heben, um endlich das der Wirklichkeit nachgemalte Bild zu schauen. So altmodisch sind unsere Parlamentarier und Journalisten nicht mehr. Sie staunen die sorgsam aufgetragene Farbe an und jubeln, da der Meister so hoher Kunst gleich am Anfang seiner Erklärung mit zärtlich verheißendem Zwinkern ihnen zuflüstert, Anderes könne er ihnen im Augenblick noch nicht zeigen. Diesmal wurde ihre Erwartung schon im zweiten Satz der ersten Rede auf das richtige Ziel gelenkt. „Sie werden es verstehen,

meine Herren“, so scholl es aus der Höhe, „wenn ich heute nicht wohl Dinge sagen kann, die schwebende Unterhandlungen gefährden oder die von den Mächten in China unternommene gemeinsame Aktion beeinträchtigen könnten.“ Als dieser Satz gesprochen war, nickten die Häupter Zustimmung und Beifall; und des Tages Sieg war entschieden. Man hatte sich auf zornige Reden, auf wilde Kämpfe vorbereitet; aber die Vertreter des Demos können auch anders, sind im Grunde stets froh, wenn sie gegen Mächtige nicht die Faust zu ballen brauchen. Und wer von ihnen möchte die schwere Verantwortung auf sich laden, schwebende Unterhandlungen zu gefährden oder eine europäisch-amerikanisch-japanische Aktion zu beeinträchtigen? Davor scheut nur der skrupellose Feind des Vaterlandes nicht zurück.

Die Sozialdemokratie, deren erster Redner, Herr Bebel, nicht nur durch sein Temperament, sondern mehr noch durch die Einseitigkeit einer offen bekannten Weltanschauung sich von allen späteren Sprechern unterschied, blieb denn auch vier Tage lang völlig vereinsamt. Das ist natürlich, denn nur diese Partei hält heute ihr letztes Wort nicht zurück; alle bourgeois Gruppen wünschen, hoffen Etwas von der Regierung, möchten sich mit ihr, so lange es irgend geht, nicht ganzentzweien. Immerhin wäre diese Isolirung ohne die kluge Taktik des neuen Kanzlers nicht so deutlich sichtbar geworden. Man muß gerecht sein und sagen, daß er auch noch andere Proben seiner Geschicklichkeit gab. Er spricht wie ein gebildeter, mit modernem Empfinden rechnender Mann. Er spart die vergebliche und oft schädliche Anstrengung, unhaltbare Positionen zu verteidigen. Er hat dem Auswärtigen Amte die Selbständigkeit genommen, die es, gegen den Sinn der Reichsverfassung, zehn Jahre lang hatte, und die Leitung dieses Amtes einem stillen Herrn übertragen, der nicht mehr sein will als ein erster Vortragender Rath des Kanzlers. Er kennt fremde Länder, Höfe und Parlamente und weiß, daß selbst den wildesten Tribunen ein artiges Wort wie Lenyregen einen dürstenden Strauch erquickt. Und er ist in der glücklichen Lage, dreihundert erwachsene Männer, so oft es ihm nöthig scheint, zum Lachen bringen zu können. Das ist die Hauptsache. Nie hatte Deutschland einen Kanzler, bei dessen Rede solche Heiterkeit herrschte. Gelacht wurde auch, als der preußische Kriegsminister sagte, er verstehe nicht, wie man „Christenthum und Armee in Gegensatz bringen könne“, denn es habe, seit das Christenthum auf Erden erschienen sei, doch immer Armeen gegeben — vielleicht schenkt ihm Bruder Gustav zu Weihnachten Renans Marc Aurel, ein gar nicht langweiliges Buch, worin geschildert ist, wie die Christen sich zum Römerheer stellten —, und als der selbe Herr von Goshler die deutsche ostasiatische

Division mit der Aufgabe betraute, die Gräueltthaten der Ultrahorde zu rächen. Dieses Vachen hieß: Wunderlich, daß ein so geistreicher und frommer Mann von der Friedfertigkeit der Nazarnerkhre, die den Uebel nicht zu widerstehen und jede Gewalt sanftmüthig zu dulden bezieht, nichts gehört hat; und noch wunderlicher, daß er jetzt die Chinesen entgelassen will, was die Hunnen, Chinas alte Todfeinde und Bedränger, einst an Europa thaten. Auch über Chamberlain wird in England gelacht, über Joe und seine Familie, die den südafrikanischen Krieg zum Abschluß seiner einträglicher Vieserungsvertrakte benutzt hat, und der steifste Brite schmunzelt vergnügt über den neuesten Einzug: *As the British Empire expands, the Chamberlain family contracts*. Dieses Vachen heißt: Sind doch verfluchte Kerle; aber die Sorte brauchen wir!... Da die Völker nun einmal so gern lachen, muß Jeder einen Minister bewundern, der diese Vachlust mit selbst verfestigten Wigen stillt. Nur halten Wige sich selten lange. Dabei mag es kommen, daß Parlamentsreden auf den Leser oft ganz anders wirken als auf den Hörer, daher auch, daß von allen während der vier Vortage im Reichshaus gehaltenen Reden die des Kanzlers Manchem die schwächsten scheinen.

Es handelt sich um eine wichtige Sache, die stenographischen Berichte über Reichstagsitzungen erscheinen spät und ohne Kenntniß dieser Berichte nur ein Urtheil nicht möglich. Hundertundzwanzig große Seiten — so viel Raum nahm der Text der Tetralogie ein — wollen gelesen und ihr Inhalt will nachgeprüft sein. Graf Bülow hat neulich gesagt: „Zu einem abschließenden politischen und persönlichen Urtheil über mich ist es noch zu früh; und ein solches zu fällen — verzeihen Sie das harte Wort! — ist oberflächlich!“ Er hat Recht, trotzdem er den Kollegen Wippchen citirt. Ueber seine Persönlichkeit und deren politische Bedeutung wird jeder neue Tag uns belehren. Ueber seine Chinesenreden und über die parlamentarische Taktik, deren Wesen aus ihnen erkennbar wird, darf man, ohne unpassender Hufe beschuldigt zu werden, wohl schon heute ein Urtheil fällen. Der Kanzler hat für den Kriegszug nach Asien den Verbündeten Regierungen vorläufig 152 770 000 Mark zu bewilligen, was er schilderte, wie es der Anlaß gebot, die Weltlage und Deutschlands Verhältniß zum Reich der Erdmitte und zu den auf den Märkten der Gelbhäute mit ihm konkurrirenden Mächten. Alles, was er sagte, war sicher buchstäblich wahr; aber im zweiten Korintherbrief wird von Einem gesprochen, der die Menschen zum Amte des Geistes, nicht des Buchstebens, tüchtig macht, und von solchem belebenden G ist war leider nicht viel zu hören.

Erstes Beispiel: „Unsere Position in China beruht nicht auf gewalt-

samer Eroberung, sondern sie beruht auf einem völkerrechtlichen Vertrage. Wir stehen in China nicht als Eindringlinge da, sondern als Besizer einer mit der chinesischen Regierung in freiem Einverständnis vereinbarten Konzession". Im . . . Ja: seit dem sechsten März 1898 ist Deutschland durch Vertragrecht Pächter von Kiautschou; vier Monate vorher aber war, wenn die offiziellen Meldungen nicht gelogen haben, vom Kontreadmiral von Diederichs und seinen Truppen Kiautschou erobert worden und Verträge, die auf solcher Basis geschlossen werden, pflegt man im Allgemeinen nicht Ergebnisse einer auf beiden Seiten freien Vereinbarung zu nennen. Welchen Zweck hat dieses Spiel mit Worten? Wir haben, wie vor uns die Engländer, Russen, Franzosen, Japaner, den Chinesen ein Stück Land weggenommen und sie nachher mit gewanzelter Faust zum Unterzeichnen des Pachtvertrages gezwungen. Das konnten wir, weil wir die Stärkeren waren. Das ist kein in der Weltgeschichte ungewöhnlicher Vorgang; ungefähr so sind alle Reiche entstanden. Den Versuch aber, sich in die weiche Wolle des sanften Lämmleins zu wickeln, sollte der Deutsche getrost dem Franzmann überlassen. Und in dieses Kapitel gehört gleich auch noch eine andere taktische Wendung. Herr Bebel hatte die deutsche Politik beschuldigt, sehr schlimm an China gehandelt zu haben. Um ihn zu widerlegen, verliest Graf Bülow einen Brief des chinesischen Gesandten, der in zuckersüßen Worten Deutschlands Güte und Milde preist. So, sagt der Kanzler, spricht ein Mann, der ein geborener Chinese ist, während Herr Bebel doch höchstens ein freiwilliger Chinese genannt werden darf. „Stürmische Heiterkeit.“ Jeder weiß, daß der Gesandte kein Wort von Dem glaubt, was er in seiner Herzensangst schreibt, nach dem Heuchelgebot chinesischer Höflichkeit schreiben muß. Aber man lacht, — und der Angriff ist abgeschlagen. Als dann der selbe Herr Bebel mehrmals, mit wachsender Heftigkeit und unter Berufung auf das Tagebuch des bei der deutschen Gesandtschaft in Peking angestellten Dolmetschers Cordes, behauptet, am vierzehnten Juni, also acht Tage vor der Ermordung des Freiherrn von Ketteler, hätten deutsche Soldaten in der chinesischen Hauptstadt sieben „friedlich versammelte Einwohner“ getödtet, da wurde dieser für die Beurtheilung der Ereignisse doch sehr wichtigen Angabe mit keiner Silbe widersprochen. Und als der sozialdemokratische Führer dreimal die Frage in den Saal schrie, ob den Truppen befohlen worden sei, keinen Bardon zu geben und keine Gefangenen zu machen, da antwortete ihm nur verlegenes Schweigen . . . Spricht aus solchen Beklemmungen etwa der bismärckische Geist, der in dem vierten Kanzler zu neuem Leben erwacht sein soll?

Zweites Beispiel: In den ersten Julitagen schienen dem Grafen Bälow „ernste und gewichtige Gründe für die Einberufung des Reichstages zu sprechen.“ Da las er in der Freisinnigen Zeitung einen Artikel, in dem gesagt war, es sei doch zweifelhaft, ob man den Reichstag jetzt schon einberufen solle. Das wirkte auf den damaligen Staatssekretär gewaltig. „Als ich diesen Artikel las, sagte ich mir: Das ist übel, da muß ich mich strecken, gegen den Herrn Abgeordneten Richter kann ich nicht aufkommen!“ „Große Heiterkeit.“ Also ein Staatssekretär, Staatsminister und Bevollmächtigter zum Bundesrath fragt in kritischer Stunde nicht, was des Reiches Wohl und des Reiches Verfassung fordert, sondern er „muß sich strecken“, weil er gegen Herrn Richter, der noch nicht den zehnten Theil des Reichstages hinter sich hat, nicht aufkommen kann. Das ist natürlich nicht ernst gemeint; aber ernsthafte Leute sollten sich nicht mit Schäkereien abpeifen lassen, wenn sie zur Entscheidung des nationalen Schicksals versammelt sind.

Drittes Beispiel: „Daß Seine Majestät der Kaiser von Rußland derjenige Monarch war, der vor allen anderen Staatsoberhäuptern den Oberbefehl in unsere Hände legte: Das haben wir mit besonderem Dank anerkannt.“ Der russische Reichsanzeiger hat den Vorgang so dargestellt: „Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an den Kaiser Nikolaus, wie an alle interessirten Regierungen, und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolaus, von dem Wunsch befeelt, die im fernem Osten entstandenen Verwicklungen möglichst schnell zu ordnen, antwortete auf diese Depesche, er sehe kein Hinderniß, das sich der Annahme des vom Kaiser Wilhelm gemachten Vorschlages entgegenstellte.“ Der Kanzler des Deutschen Reiches muß recht genügsam sein, da diese kühle Höflichkeit ihm schon ganz besonderen Dankes werth scheint.

Und in diesem Stil ging es weiter, am ersten, am zweiten, am vierten Tage. „Mit den leitenden Grundsätzen des deutsch-englischen Abkommens vom sechzehnten Oktober 1900 haben die anderen Kabinete sich inzwischen einverstanden erklärt.“ Ja; aber die Russen, Amerikaner und Franzosen haben sehr deutlich gezeigt, wie sie über dieses Abkommen denken, daß sie darin das erste Symptom einer neuen Gruppierung der Großmächte sehen. „Von den Zielen, die ich im Juli dieses Jahres aufgestellt habe, ist bisher nur das eine, freilich das dringendste, erreicht worden: die Befreiung der in Peking eingeschlossenen Europäer.“ Ja; aber kein deutscher Soldat hat an dieser Befreiung mitgewirkt. Und die anderen „hochwichtigen Ziele“? Der Kanzler las eine lange Liste der Forderungen vor, die von den Mächten einstimmig an-

genommen und der chinesischen Regierung als *décision irrévocable* vorgelegt worden sein sollten. Leider hatte das Register, als es verlesen wurde, schon mehrere Böcher. Wieder hatten die Russen, Amerikaner und Franzosen, wahrscheinlich auch die Japaner, denen die deutschen Christianisierungspläne auf die Nerven gefallen sind, sich unter einander verständigt und diese Verständigung hatte sie auf den Gedanken gebracht, eigentlich liege es doch nicht in ihrem Interesse, ein Denkmal für den Freiherrn von Ketteler, die Reise eines Mandschuprinzen nach Berlin und die Hinrichtung zweier anderen Prinzen, der in Nordchina populärsten, zu fordern. Und da sie die Liste nun einmal revidierten, warfen sie gleich noch ein paar Forderungen hinaus und ließen von der *décision irrévocable* kaum mehr als die Hälfte stehen. Graf Bülow aber hatte die zwölf Artikel mit einer gewichtigen Sicherheit vorgetragen, als handle sich um eine bereits auf den Blättern der Weltgeschichte verzeichnete Aktion. Thut nichts; vielleicht gilt auch für diese Sühneliste, was der Kanzler von seinen Septembernoten sagte, als Herr Richter sie in einer klugen und ruhigen Rede getadelt hatte: „Bei diesen Cirkularnoten kam es mir weniger auf die Form an als auf die Sache, nämlich auf die Formulierung eines Vorschlages betreffs Eruirung und Bestrafung Derjenigen, die an den gräulichen Unthaten in China schuld waren. Dieser Zweck ist erreicht worden; die Form gebe ich billig.“ Man vergißt heutzutage so schnell; was stand denn in der Hauptnote aus den heißen Septembertagen? Die „Regierung des Kaisers“ könne mit den chinesischen Machthabern den diplomatischen Verkehr erst wieder aufnehmen, wenn „die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht in Peking begangenen Verbrechen“ ausgeliefert seien. Sie sind bis heute noch nicht ausgeliefert, aber der diplomatische Verkehr ist längst wieder aufgenommen worden. Man muß sich offenbar an eine neue politische Terminologie gewöhnen. Wenn ein Staatsmann einen Vorschlag macht, dessen Annahme er nicht durchsetzen kann, so hat er nach heutigem Sprachgebrauch seinen Zweck erreicht; und wenn andere Staatsmänner dann ganz andere Vorschläge machen, so nickt der erste Anreger mit dem Kopf und „gibt die Form billig“. Form ist Inhalt, Inhalt Form: *fair is foul and foul is fair*. Was liegt also an ein paar Artikeln der Sühneliste? Die *décision irrévocable* ist revozirt worden; aber es kam ja nur auf die Sache an, „nämlich auf die Formulierung eines Vorschlages betreffs Eruirung und Bestrafung Derjenigen, die an den gräulichen Unthaten in China schuld waren.“ Eruiert sind sie jetzt und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie eines Tages auch noch bestraft werden.

Im Reichstag ist mit rühmenswürdiger Offenheit über die Hochsommerereignisse geredet worden; auch von den bürgerlichen Politikern. Da kein deutscher Parlamentsbericht die Reden wortgetreu wiedergiebt, sind auch hier ein paar Proben nicht überflüssig.

Herr Dr. Vieber: „Der Herr Reichskanzler und der Herr Staatssekretär des Auswärtigen Amtes haben immer nur von ‚Sühne der begangenen Frevelthat‘ gesprochen; aus einem anderen hohen Munde aber haben wir nicht einmal, sondern zweimal gehört, es gelte die ‚Rache‘. Wir haben Das um so schmerzlicher bedauert, als wir in der selben Rede, für uns außerordentlich sympathisch, haben betonen gehört, daß es sich bei dem Zuge nach China nicht um die europäische Civilisation, sondern daß es sich für uns dabei um die christliche Religion handle. Wir haben dann an die ausrückenden Truppen die Aufforderung richten gehört, keinen Parbon zu geben. Es giebt leider Gottes in Deutschland Kreise genug, die die brüßlichen Nachrichten über vorgekommene Grausamkeiten als eine Pflichterfüllung der so Angeredeten und Ermuthigten angesehen haben.“

Herr Bassermann: „Wir sind der Ansicht, daß die Bedeutung des Chinafeldzuges nicht übertrieben werden und daß man nicht von einer weltgeschichtlichen Mission sprechen soll, die von Deutschland nun zu vollziehen ist, daß man nicht sprechen soll von einer neuen Periode der Weltgeschichte, die damit angeht. Das sind dithyrambische Uebertreibungen, die sich mit einer nüchternen Abwägung nicht vertragen, wie wir sie auch in dieser Chinafrage für das Richtige halten.“

Herr Dr. von Droehon: „Auch uns wäre es erwünscht gewesen, wenn bei dem Auszug unserer Truppen und bei der Abreise des Grafen Waldersee . . . etwas weniger Trara gemacht worden wäre . . . Unserem Geschmack entspricht der Vers: Wir pflügen still zu dem Kampf zu gehn und Feste zu feiern beim Wiedersehn!“

Herr Eugen Richter: „Die ganze Politik wird schon seit längerer Zeit theatralisch, decorativ inszenirt. Posen, Festlichkeiten, Bespiegelungen in Dem, was gewesen ist, sind an der Tagesordnung. Früher war Das anders; da machte man nicht große Worte, sondern that große Thaten und selbst nach diesen Thaten waren die Worte immer noch sehr bescheiden. . . Ein Monarch, der sich gemächlich in einem engen Kreise von Personen bewegen muß, die nicht berufen sind, ihm gegenüber eine selbständige Meinung kundzugeben, wird sehr leicht verführt, Etwas für öffentliche Meinung zu halten, was das Gegentheil davon ist.“

Herr Bayer: „Gegenüber den schärfsten Beurtheilungen der Kaiserreden von verschiedenen Seiten hat der Kriegsminister sich bei seiner Erwiderung darauf beschränken müssen, wie ein guter Verteidiger sich auf die Umstände und die damit zusammenhängende verständliche und menschliche Erregung zu berufen und hinzuzufügen, daß ein etwa möglicher Nachtheil aus einzelnen dieser Aeußerungen deshalb nicht habe entstehen können, weil man ihnen durch rechtzeitige Instruktion der abgehenden Truppen entgegengetreten sei.“

Herr Storker: „Auch an sehr maßgebender Stelle finde ich in Bezug auf die Weltpolitik eine Romantik, die, bald an das alte römische Reich, bald an das mittelalterliche römische Reich erinnernd, die Dinge in phantastischem Licht sieht. . . Wir sehen ja, daß das Neben vor den Ereignissen schon a - s dem Gebiete der inneren Politik — ich erinnere an gewisse Vorgänge der Sozialpolitik — ungeweine Schwierigkeiten bereitet hat. Geschieht aber ein solches Neben vor den auswärtigen Ereignissen, so kann es geradezu gefährlich werden.“

Freiherr von Hodenberg: „Wir kommen immer weiter in Zustände hinein, wie sie im altrömischen Reich zur Zeit seines Verfalles herrschten.“

Freiherr von Wangenheim: „Es ist eine gewisse Art Byzantinismus eingedrungen, der dem deutschen Volkscharakter nicht entspricht. . . Ich halte es für meine Pflicht, ganz offen hier auszusprechen, was ich aus eigener Erfahrung weiß, daß es Stellen, daß es Kreise giebt, die grundsätzlich Seine Majestät mit gefälschten Berichten mitunter versehen, die eine Wolke von Nebel zwischen den Allerhöchsten Herrn und das deutsche Volk zu schieben suchen, eine Wolke, die nicht nur aus dem sehr reichlich geschwungenen Wehrauchsaß stammt, sondern auch recht wenig wohlrückende Theile enthält. Das sage ich im Namen Hunderttausender!“

Das sind keine den Lesern der „Zukunft“ neuen Dinge; aber es ist erfreulich, daß sie jetzt auch an wichtigerer Stelle entschleiert werden. Nur sollten die Herren, die ihren frisch aufgebügeltten Mannesmuth vor den Kaiserthron tragen möchten, den Kanzler nicht mit Nebelbildern bedienen, nicht wegen jedes Zufallswörtchens, das ihm von der Lippe fällt, in Ekstase gerathen, ihn nicht als einen genialen Politiker feiern, weil er mit advocatorisch r Geschicklichkeit eine heiße Sache vertreten und zu flüchtigem Erfolge geführt hat. Sie sollten ihm sagen: Schöne Maske, wir kennen Dich! Du stellst uns die Dinge so dar, wie wir sie gern sehen möchten, figelst uns, bis wir behaglich kichern, kommst uns so weit entgegen, wie es uns gefällt, und verbirgst hinter der Larve mit Nähe das Lachen über die bequeme Gesellschaft, deren Appetit mit Worten und Witzgen zu stillen ist. Jetzt hast Du uns wieder die merkwürdigsten Geschichten erzählt. Wir haben den Chinesen nichts Schlimmeres angethan als das Schäfschen dem Wolf in der Fabel. Wir wollen weder im Blauen noch im Gelben Fluß ein Wässerchen trüben. Weltpolitik treiben wir nur so nebenbei, in den Ruhestunden, ohne je den Bogen der Wünsche zu überspannen, denn wir wissen: im Heimathboden wurzelt unsere Kraft. Und wir stehen auch mit allen Mächten ganz wundervoll gut; keine hat uns je Steine in den Weg gewälzt, keine hinter unserem Rücken Mißtrauen gesät. Das, liebe Excellenz, glauben wir nicht. Wir glauben nicht an die Einigkeit der Mächte, nicht an die Selbstanzeige Deiner

territorialen Genügsamkeit und erst recht nicht an Rußlands wohlwollende Unterstützung unserer asiatischen Pläne. Und da wir Dich als klugen Mann kennen, der, wie der Studiosus Riquel, „seine Mittel nach der Zweckmäßigkeit wählt“, deshalb bitten wir Dich, mit uns ernsthaften Leuten über ernsthafte Dinge künftig ernsthaft zu reden... Warum wird zu dem Grafen Bülow nicht so gesprochen? Weil die auswärtige Politik vom Nimbus einer Geheimkunst umgeben ist und Niemand die Falten des parrhasischen Vorhanges zu heben wagt. Weil jeder Staatsgeschäftsleiter den Schlüssel zum Futterschrank in der Tasche trägt und bis zu einem gewissen Grade entscheiden kann, welche Klasse zuerst an die Krippe darf. Und weil auch von neuen und jungen Kanzlern gilt, was Goethes Polymetis zu Elpenor von den Gekrönten sagt:

Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück
Und fesselt dort sie ein.
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang gebundenen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Gentelken übermäßig, thöricht oder klug,
Des schwer entbehnten Athems.

Ueber die Nothwendigkeit und den Nutzen des Kriegszuges, der uns im günstigsten Fall eine Viertelmilliarde kosten wird, sind verschiedene Meinungen möglich. Meinungen aber haben nur Werth, wenn sie aus der Kenntniß kontrollirbarer Thatfachen erwachsen sind. Statt Stunden lang über die Gewährung einer Indemnität zu reden, die in einem Lande ohne Ministerverantwortlichkeit ganz bedeutungslos ist, hätte der Reichstag versuchen sollen, sich Klarheit über die Vorgänge zu schaffen, die im Osten Asiens begonnen haben und die auf die europäische Situation zurückwirken müssen, — trotz den niedlichen Beschwichtigungversuchen der Feuilletonexcellenz. Diese Klarheit hätte uns endlich von dem Gerede über die Schwäche und Unzuverlässigkeit anderer Regierungen befreit, das ja nur das dröhnende Echo unserer eigenen Niederlagen übertönen soll. Wer lange genug hingesehen hat, wird finden, daß die Sache furchtbar einfach ist. Der alte Kampf zwischen dem Waisch und dem Bären ist vom Bosporus auf den weiteren Schauplay verlegt worden, der sich an der Küste des Großen Ozeans dehnt. Seit das Auge der Russen auf die transkaspische und die transsibirische Bahn gerichtet ist, kann der Balkan, kann selbst Konstantins Stadt ihnen nichts mehr sein. Sie brauchen China: die mandschurische Bahnstrecke, die Bodenschätze des Nordens, den erwachenden Markt. Deshalb haben sie dem Siegerschritt des Japanerheeres eine

Schranke gesetzt, den Chinesen Geld geborgt, die mächtigsten Mandarinen bestochen und sich die Ergebenheit der lieben Frau Tse-Si gesichert. Die Mandchurei haben sie schon, gönnen dem Sohn des Himmels gern den Schein einer Macht, die er längst verloren hat, und möchten geduldig warten, bis ihr Schienenstrang Moskau-Peking fertig ist. Als im Mai die Krisis kam, konnte Graf Murawiew nur das Interesse haben, sie, so gut es irgend ging, zu vertuschen; nur keinen Lärm, keine Erschütterung des Ansehens einer Regierung, die mühsam ins Reg' gelockt worden war; mit der alten Kaiserin war leicht zu leben und China mochte weiter schlummern, unter schlechter, korrupter Verwaltung, mit schlechten Finanzen, ohne moderne Maschinen und Waffen, bis für die Russen die Stunde des Protektorates und der industriellen Ausbeutung gekommen sein würde. Das war der Bärenplan; doch auch der Walfisch schlief nicht. In Persien mußte England knirschend den Russen weichen; auf den chinesischen Markt, den einzigen, der Indiens Ueberproduktion eines Tages bequem aufzunehmen vermöchte, kann es nicht verzichten. Das von dem Mandchuschatten beherrschte Reich wäre ja für eine Theilung groß genug; aber den Moskowitern ist nicht zu trauen. Man muß ihnen die Eroberung so schwer wie möglich machen. Deshalb war die Britenlösung für China längst: Reform, militärische, technische, finanzielle. Wenn Tse-Si, Li-Hung-Tschang und die kleineren Russendiener weggeragt sind, wenn die gelben Kerle moderne Geschütze und Maschinen haben und Geld verdienen, dann werden sie sich sogar gegen den Weißen Zaren ihrer Haut wehren. So standen die Sachen, als das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten sich einmischten. Die Jankes sagten: Wir brauchen den Markt, brauchen die Kunden und dürfen uns als kluge Geschäftsleute deshalb nicht gleich unbeliebt machen; das Beste wird sein, wenn wir in den Fußstapfen des Bären sacht vorwärtsschreiten. Und die Deutschen? Sie haben den alten, sehnächtigen Wunsch der Briten erfüllt, die für den Tag, da die beiden Hauptinteressenten in Asien zusammenstoßen würden, sich längst die Hilfe der festländischen Germanenvormacht zu sichern suchten. Sie haben sich als Verkünder eines Rachekrieges und einer nahenden Christianisierung des Mandchureiches den Chinesen mehr als irgend ein anderes Volk verhaßt gemacht und als Lohn ihres Mühens und Lärmens nichts eingehandelt als das Bündniß mit dem Walfisch, der, so oft ihn im Lauf der Geschichte ein Bundesgenosse brauchte, immer noch rechtzeitig unterzutauchen verstand. Und man wundert sich über die Uneinigkeit der Mächte und über den Widerstand, den seit dem Juli jeder deutsche Vorschlag gefunden

hat! Wir sind mit der unvorsichtigen Einfalt eines Kindes, das ins Innere eines Dampfkessels kriecht, in die Sache hineingeklettert und haben uns noch der behaglichen Wärme des neuen Ruheplätzchens gerühmt. Kein Verständiger kann glauben, die Thatsache, daß Deutschland in Asien und Afrika sich den Briten verbrüderet hat, könne auf die politische Entwicklung unwirksam bleiben. Die Freundschaft des Christenschlächters am Bosporus, des Prinzen von Wales und des Fürsten von Monaco ist sicher sehr werthvoll, könnte eines Tages aber vielleicht doch nicht genügen. Jedenfalls sollte ein mündiges Volk, ehe es sich von der Wurzel alter Kraft löst, sich klar machen, was auf dem Spiel steht, und nicht kritiklos jauchzen, weil ihm eine zierliche Rede vorgetragen oder ein hübsch gemalter Vorhang gezeigt wird. Das ist im Reichstag leider leicht geschehen und deshalb hat er, trotz allem löblichen Eifer, die Erwartung enttäuscht... „Die Aerzte sagen von der Schwindsucht, sie sei im Anfangsstadium schwer zu erkennen und leicht zu heilen, später aber leicht zu erkennen und schwer zu heilen. So ist es auch mit den Staatsangelegenheiten. Der Kluge erkennt aus der Ferne schon die entstehenden Uebel und kann sie abwehren; der Kurzsichtige läßt sie herankommen und kämpft dann vergebens mit Piuscherkünsten gegen ihr: gewachsene Macht“. Der Mann, der diese Sätze schrieb, war ein Kanzler der florentinischen Republik und hieß Machiavelli. Er gab sich mit dekorativer Malerei nicht ab, sondern nannte ohne Scheu die Dinge beim Namen. Aber er ist beim Demos auch nie beliebt geworden und ein Mann, der sich gern im Zeitungsrühm sonnt, wird sich hüten, solchem al'modischen Muster nachzustreben.

... Die Tetralogie ist schon wieder vergessen. Paul Krüger darf nicht nach Berlin, wird in Berlin einstweilen wenigstens nicht vom Deutschen Kaiser empfangen werden: Das ist die neueste Sensation. China wird nachgerade langweilig, ein Bißchen Burenbegeisterung bringt erwünschte Abwechslung. Ob von den Erwählten des deutschen Volkes keinem mehr im Ohr die stolzen Worte nachklingen: „Deutschland wird sich nie zum Blitzableiter für fremde Interessen hergeben“? Wie laut tönte von allen Seiten der Bravoruf da durchs Reichstagshaus! Wie schön war das Schauspiel! Schade, daß es nur ein Schauspiel in vier Tagwerken war.



Materialismus und Mystizismus.

Wer von dem Problem des Lebens sprechen will, muß vor Allem jene geheimnißvolle Seite ins Auge fassen, auf die sich der Blick der Philosophen von je her am Aufmerksamsten gerichtet hat, um die der Kampf auf dem Felde der Hypothesen am Heftigsten tobt, jene Seite, die das Wesen der Seele ausmacht.

Als einfacher Physiologe, als philosophischer Laie habe ich zunächst daran zu erinnern, daß die Biologie die jüngste aller Wissenschaften ist.

Dreihundzwanzig Jahrhunderte sind seit Plato und Aristoteles verfloßen, aber kaum ein Jahrhundert ist es her, daß die Naturforscher die exakten Methoden zur Erforschung des Lebens fanden. In Italien wurden die Fundamente der experimentellen Methode gelegt und hier zuerst versuchte man, die charakteristischen Phänomene des Lebens auf allgemeine Naturgesetze zurückzuführen. Needham, der berühmte londoner Mikrograph, kam im Jahre 1753 nach Turin, um dem Erbprinzen Viktor Amadeus einige Experimente über die Uezeugung vorzuführen. Needham glaubte, in den vegetabilischen Infusionen sei eine Kraft vorhanden, die er die „vegetative“ nannte, eine Kraft, die im Stande sei, mikroskopisch wahrnehmbare Pflanzen und Seelen hervorzubringen. Beccaria wohnte diesen Versuchen bei und ihm verdanken wir darüber einen Bericht. Auch Buffon legte der vermeintlichen Uezeugung der Infusionen Wichtigkeit bei, denn auch er glaubte noch, die organischen Moleküle könnten von selbst andere lebende Wesen erzeugen.

Aber bald darauf, im Jahre 1765, veröffentlichte Lazzaro Spallanzani, Professor in Pavia, seine berühmte Schrift: „Beobachtungen und Experimente über die Aufzuchtthiere der Infusionen anlässlich der Demonstrationen des Herrn Needham.“ In diesem Werke, einer der geschicktesten Abhandlungen im Gebiete der Biologie, beweist Spallanzani, daß vielmehr die Luft die Keime enthält.

Er kann der Begründer der modernen Biologie genannt werden. Neben ihm glänzte Felix Fontana, Professor in Pisa.

Denkwürdig wurde dann der Monat September des Jahres 1786, wo Galvani zum ersten Male die bekannten Beobachtungen an Froschsehenkeln machte, von denen die Entdeckung der strömenden Elektrizität datirt.

Doch vielleicht noch denkwürdiger für die Geschichte der Biologie sind seine Schriften über die „animalische Elektrizität“, Lazzaro Spallanzani gewidmet, in denen er bewies, daß die Elektrizität die Nerven durchläuft und daß man ohne Zuhilfenahme des Metalls, einzig und allein durch die Betührung des Nerven, ebenfalls die Muskelzuckungen erzielt. Von ihm bis auf Alexander von Humboldt widmete man sich dem Studium der Nerven

und Muskeln in der besonderen Erwartung, durch die elektrischen Ströme eine Aufklärung der Lebensphänomene zu erhalten. Und würde diese Erwartung auch nicht bestätigt, so dienten doch die neuen Einsichten dazu, gewisse frühere biologische Irrthümer ein- für allemal zu beseitigen. Drei Jahre später fand Lavoisier, daß die Athmung ein Verbrennungsprozeß ist.

So begann eine neue Epoche in dem Studium der Lebensphänomene. Und in der selben Zeit erstand die Doktrin des Materialismus aufs Neue, die vielleicht die älteste aller philosophischen Doktrinen ist. Im Jahre 1770 erschien unter dem Pseudonym Mirabaud das „System der Natur“ des Barons Holbach. Voltaire und Rousseau bekämpften das Werk, das die „Bibel des Atheismus“ genannt wurde; einige seiner Theile waren von dem Begründer der turiner Akademie der Wissenschaften, von Louis de Lagrange, verfaßt.

Wenn Holbach von der Entwicklung des Menschen spricht, so zeigt er weder Verlegenheit noch Bewunderung und das geheimnißvolle Problem des Lebens scheint ihm als eine simple Reihe nothwendiger Ursachen und Wirkungen übersehen werden zu können, die sich aus den allgemeinen Naturgesetzen erklären. Und wenn heute Haeckel in moderner Sprache behauptet, daß in der Geschichte der Erde eine Urzeugung stattgefunden habe, die die Moneren erzeugte, und daraus in Folge einer unterbrochenen Reihe von Umwandlungen alle Pflanzen und Thiere entstanden seien, so liegt die Verwandtschaft dieser Standpunkte vor Aller Augen.

„Alle menschlichen Handlungen“, sagt Holbach, „alle inneren Vorgänge sind Wirkungen des Trägheitsgesetzes, der Gravitation, der Anziehungskraft und der Zurückstoßung der Atome, mit einem Wort: der Energien, die dem menschlichen Organismus mit allen Wesen, die wir kennen, gemeinsam sind.“

„In einer Welt, in der Alles verbunden, in der alle Ursachen mit einander verkettet sind, kann es keine vereinzelt oder unabhängige Energie geben.“

„Der Mensch hat keine andere Seele als das Gehirn; alle geistigen Kräfte, die man der Seele zuschreibt, sind Eigenschaften des Lebens und reduzieren sich auf die durch Bewegungen hervorgebrachten Veränderungen, die im Gehirn stattfinden, das der Sitz des Gefühls und der Ausgangspunkt aller unserer Handlungen ist.“

Es ist überflüssig, die Namen anderer französischer Materialisten anzuführen. Sie sind von Diderot bis auf La Mettrie und Cabanis zahlreich genug.

Aber, wie stets im geistigen Leben der Völker Aktion und Reaktion einander gefolgt sind und jede starke Bewegung eine entgegengesetzte Bewegung hervorrief, so erzeugte der Materialismus des vorigen Jahrhunderts den Mystizismus, der durch Lavater und seine Schüler vertreten wird. Sein Buch über die Physiognomie machte großen Eindruck. Man braucht sich nur

an die Briefe zu erinnern, die Goethe an Lavater richtete, um zu begreifen, mit welcher Begeisterung diese neue Wissenschaft aufgenommen wurde, die den Zweck verfolgte, den inneren Menschen besser kennen zu lernen. In England wandte sich Priestley gegen Volney, den Verfasser der „Ruinen“ und der „Physischen Grundsätze der Moral“. Zu den Mystikern zählt Mesmer, der im thierischen Magnetismus ein heilkräftiges Fluidum entdeckt zu haben glaubte und sich einer neuen Philosophie rühmte.

Die Graphologie, die Wirkung der Metalle und Magneten auf nervöse Personen, die Telepathie und andere okkulte Theile der Medizin standen gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gleichzeitig mit dem berühmten „baquet“ Mesmers und der Phsylognomie Lavaters in hoher Achtung.

Die nächsten Jahrzehnte drängten den Materialismus vollständig zurück, vor Allem in Deutschland, wo die nachlantische Philosophie mit ihren metaphysischen Spekulationen alle Köpfe beherrschte. Aber im Jahre 1834 erschien das „Handbuch der Physiologie des Menschen“ von Johannes Müller, das der physiologischen Betrachtung feelerischer Vorgänge einen neuen Aufschwung gab. Müller war Vitalist und ein Bewunderer Giordanos Bruno, dessen Pantheismus ihm als Hypothese für die empirische und physiologische Analyse der vitalen Phänomene werthvoll erschien. Seine Schüler, obgleich sie den Vitalismus des Meisters bekämpften, waren Helmholtz, Brücke, Du Bois-Reymond, Virchow, Schwann und Andere.

Der Gipfelpunkt des biologischen Fortschrittes fällt zwischen die Jahre 1840 und 1860. Robert Mayer stellt die mechanische Wärmetheorie auf, Claude Bernard machte seine schönsten Entdeckungen und Charles Darwin schrieb das Werk über den „Ursprung der Arten“, das die biologischen Wissenschaften revolutionirte.

In den Jahren 1842 bis 1856 erschien das Lehrbuch der Physiologie des Menschen von Karl Ludwig, ein fundamentaler Versuch der Durchführung der mechanistischen Auffassung.

Und wieder geschah das Selbe wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich: zugleich mit den Fortschritten der exakten Wissenschaft nahm der Materialismus, diesmal in Deutschland, einen neuen Aufschwung.

Jakob Moleschott ließ als Privatdozent in Heidelberg den „Kreislauf des Lebens“ drucken, Karl Vogt die „Bilder aus dem Thierleben“; und kurze Zeit darauf veröffentlichte Ludwig Büchner sein Werk: „Kraft und Stoff“, den Katechismus des populären Neomaterialismus.

Diese Werke erregten mehr die Aufmerksamkeit des größeren Publikums als der Gelehrten und unterscheiden sich von Holbachs „System der Natur“ durch eine mehr oder weniger versteckte Neigung zum Pantheismus und Mystizismus. So schrieb Moleschott im „Kreislauf des Lebens“, daß

die Materialisten die Einheit von Kraft und Materie, von Geist und Körper, von Gott und Welt bekennen. Und neuerdings erklärte Ernst Haeckel in seiner im Jahre 1892 in Altenburg gehaltenen Rede: „Unsere monistische Gottesidee, die allein mit der geläuterten Naturkenntniß der Gegenwart sich verträgt, erkennt Gottes Geist in allen Dingen.“ Und er fährt fort: „Gott ist überall. Wie schon Giordano Bruno sagte: Ein Geist lebt in allen Dingen und es ist kein Körper so klein, der nicht einen Theil der göttlichen Substanz in sich enthielte, wodurch er beseelt wird.“

Wie bei den Pflanzen ein zu schnelles Wachstum und eine zu reiche Blüthe oft der Güte der Früchte schaden, so sehen wir heute, daß inmitten des wunderbaren Aufschwunges der biologischen Wissenschaften gewisse rückläufige Tendenzen auftreten.

Bald nach Johannes Müller und Julius von Liebig gab es auf den Lehrstühlen Niemand mehr, der für die organischen Wesen eine spezifische Lebenskraft, eine mythische Kraft, die zweckmäßig wirkt, in Anspruch nahm, die organischen Lebenserscheinungen also nicht einzig und allein aus den Kräften erklärte, die in der unorganisirten Materie thätig sind. Das hat sich seitdem geändert und die Theorie des Neovitalismus hat mehr und mehr Anhänger gewonnen, — trotz der prachtvollen Rede, in der Du Bois-Reymond vor einigen Jahren zur Feier des Jahrestages von Leibniz in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin diese Tendenzen zurückwies.

Der Neovitalismus ging bekanntlich von Gustav Bunge, Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel,^{*)} aus. Man mag den Muth des Mannes bewundern, der als Eiferer unternahm, die herrschende wissenschaftliche Strömung zurückzudämmen; aber Niemand wird ihm das Verdienst zusprechen können, daß er von seinem Standpunkte aus auch nur den geringsten Lichtstrahl in das Geheimniß des Lebens geworfen hatte. Selbst wenn es okkulte Eigenschaften giebt, Eigenschaften, die Etwas enthielten, das zu begreifen unsere Sinne ohnmächtig sind, so würden Kunst und Malerei darum nicht weniger in der belebten Natur nach unabänderlichen Naturgesetzen wirken als in der unbelebten Natur. Die populär wissenschaftlichen Werke huldigten bis vor einigen Jahren dem Materialismus; seit einigen Jahren wird der Mysticismus Mode. Der Einfluß des Neovitalismus hat, nach gewissen unzweideutigen Zeichen zu schließen, auch Italien erreicht. Daß er hier in der Wissenschaft Wurzeln schlagen wird, ist nicht wahrscheinlich; dagegen hat er sich Kunst und Literatur überraschend schnell erobert. Wie ist es zu dieser Rückwärtsströmung gekommen?

^{*)} G. Bunge, Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie. Zweite Auflage. 1889.

Der erste Schritt zum Mystizismus wurde von den modernen Gelehrten gethan, die die Existenz der Materie leugneten, um an ihre Stelle die Energie zu setzen. Die Materie existirt nicht. Was wir für Materie halten, ist eine Sinnestäuschung. Um die Naturerscheinungen zu erklären, sagen sie, ist es nicht nöthig, die Existenz einer körperlichen Substanz anzunehmen. Wenn unsere Sinne erregt werden, so haben wir nur eine besondere Illusion, die wir Materie nennen.

Nach Berworn sind die Körper nur Vorstellungen der Psyche,*) unsere Individualität eben so wohl wie der Kosmos. Berworn predigt den Psychomonismus. Er ist Vitalist, wenn auch nicht in dem beschränkten Sinn wie Bunge, der behauptet, daß alle von der Psychologie mechanisch erklärbaren Phänomene noch nicht die im eigentlichen Sinne vitalen seien.

Leider giebt es auch im Gebiete der Wissenschaft Anarchisten, die nur zerstören, ohne aufzubauen. Das sind die Philosophen, die sich unnäher Weise bemühen, die Metaphysik auf dem Baum der Wissenschaft zu pflanzen. Das sind die vereinzeltsten hyperkritischen Männer, denen die mechanische Doktrin nicht genügt, weil die Körperwelt doch nur in unserer Vorstellung sei. Die Basis der ganzen modernen Naturwissenschaft ist, daß alle Naturerscheinungen durch Atombewegungen erklärt werden können und müssen.

„Das ist falsch“, sagen die Mystiker; „gebt diesen Irrthum auf!“ Doch was setzen sie an die Stelle des vermeintlichen Irrthums? Nichts als unfruchtbare Worte.

Auf der 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, die 1895 in Lübeck tagte, hielt der leipziger Professor der Chemie Wilhelm Ostwald einen Vortrag, in dem er sich als Gegner der materialistischen Doktrin bekannte, die alle Erscheinungen der Natur durch Atombewegungen zu erklären versuche. Diese Doktrin erreiche nicht ihr Ziel und gewisse Thatsachen widersprächen ihr direkt. Eins seiner Hauptargumente war, daß die Theorie des Aethers der Kritik nicht Stand halte. Aber angenommen, Dem sei so: warum sollen wir auf die Hoffnung verzichten, daß man morgen eine bessere Hypothese finden wird? Die Doktrin der Schwingungswellen hat der Wissenschaft hervorragende Dienste geleistet; wenn sie ihr nicht fort und fort alle weiteren Dienste leisten kann, so wäre Das wahrhaftig noch kein Grund, den letzten, verzweifelten Entschluß zu fassen, uns in den Abgrund der Metaphysik zu stürzen. Schließlich ließ Ostwalds Vortrag aber doch auch das nach seiner Meinung Wichtigste vermessen: nämlich den klaren Beweis dafür, daß die Zurückführung der Naturerscheinungen auf eine Mechanik der Atome

*) Max Berworn: Allgemeine Physiologie, ein Grundriß der Lehre vom Leben. Jena 1895, zweite Auflage 1897.

irrethümlich sei. Auf der selben Versammlung trat ferner Eduard von Kindsfleisch, Professor der pathologischen Anatomie in Würzburg,*) für die Fusion der Wissenschaft und des religiösen Dogmas ein. Bis jetzt, sagt Kindsfleisch, betrachtete man Stoff und Kraft als zwei verschiedene Dinge; die einzig mögliche Lösung sei: „ein Stoff, der sich selbst bewegt. Das wäre auch die einzige menschenmögliche Vorstellung der gesuchten Einheit. Aber einen Stoff, der sich selbst bewegt, kennt die Naturforschung nicht! Sie sieht nur Verschiebungen des Stoffes, die durch Ueberwandern der Kraft von einem Atom auf das andere hervorgebracht werden. Oder irre ich mich und kennt die Naturforschung doch einen Stoff, der sich selbst bewegt? Ist ihr nicht die Welt als Ganzes ein Stoff, der sich selbst bewegt? Nun wohl! Vom Atom zum Weltall ist zwar ein großer Schritt; aber was ist groß in diesen Dingen?“ Halten wir einen Augenblick inne, um zu sehen, wie weit sich die Grenzen der Wissenschaft erstrecken und wo die Religion beginnt.

Ich halte Neovitalismus und Mystizismus für Erscheinungen der Ruthlosigkeit des menschlichen Verstandes; der Materialismus ist der blinde Glaube an die Macht des Verstandes. Wie es Neuraastheniker giebt, die bei einer starken Anstrengung erlahmen, so giebt es Naturforscher, denen es an Kraft und Ausdauer zum Warten fehlt. Sie schütteln am Baum der Wissenschaft und zerrn mit kindischer Eier an den Zweigen, bevor die Früchte gereift sind. Die Geschichte lehrt, daß jeder Geistesfortschritt langsam ist; diese Herren haben nichts aus der Geschichte gelernt.

Die Wissenschaft gleicht einem kleinen Lichtkreis in einem ungeheuren Dunkel, dessen Umfang wir nie erfassen werden; auch der kühnsten Phantasie ist es nicht gegeben, den Rahmen zu sehen, der das Universum einschließt.

Zeit und Raum, die begrifflich als Grundelemente der Bewegung Gegenstand aller wissenschaftlichen Messungen sind, diese beiden Begriffe werden unverständlich, wenn man zu ihrer Quelle zurückgehen will. Es ist unmöglich, eine klare Vorstellung von einer unendlichen Dauer oder einem unendlichen Raum zu gewinnen; die Ewigkeit der Materie kann schlechterdings nicht vorgestellt werden. Unser Geist macht besiegte Halt und das Denken wird des Suchens müde, bevor es auf Grenzen gestoßen ist, an denen es Halt machen kann.

Wie das unendlich Große, flieht uns auch das unendlich Kleine; und eben so ist die unendliche Theilbarkeit der Materie gleichfalls ein Räthsel.

Ueber die Atome und ihre Lagerung in den Molekülen sind wir wunderbar orientirt worden. Im Verein mit den Studien über die Erhaltung der Energie ist Das vielleicht das Gebiet, auf dem die menschliche

*) Ed. von Kindsfleisch: „Neovitalismus“. Leipzig.

Intelligenz im neunzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hat. Wir kennen die geheime Struktur der Atomengruppen; doch worin die Natur der Atome und die Art besteht, in der sie die Energie exteriorisieren: Das können wir uns eben so wenig vorstellen wie die Natur ihrer chemischen Wirkungen.

Es ist bis auf heute keinerlei Hoffnung vorhanden, die Quintessenz des Lebens und der Seele zu begreifen. Die Struktur der Stoffe, aus denen die Nervenzellen bestehen, und die chemischen Reaktionen, die sich in ihnen vollziehen, sind gewiß viel komplizierter als Alles, was die Chemie bisher an dunklen Geheimnissen aufgeheilt hat; die Bedingungen, die die Veränderungen der Materie bestimmen, und ihre Beziehungen zum Denkprozeß sind uns so völlig unbekannt, daß sie noch als unlösbares Problem bezeichnet werden müssen. Wären aber selbst alle diese Fragen beantwortet, so würde immer noch der Zweifel nicht gebannt sein. In den Worten „Materie“ und „Energie“ stecken zwei Hypothesen, die zu beweisen nie gelingen wird. Der Ursprung der Materie und der Energie wird stets undurchdringliches Geheimnis bleiben; wir müssen uns mit der groben Kausalität der Dinge zufrieden geben; sie allein ist Gegenstand unserer Erkenntnis.

Das Ziel der exakten Wissenschaften besteht darin, den Mechanismus der Dinge zu erkennen, nicht darin, ihre transszendentalen Ursachen zu suchen. Um die Wissenschaft klar von der Religion zu trennen und jeden Mystizismus aus der Naturforschung zu verbannen, wäre es vielleicht angemessen, die Wissenschaft mit dem Namen *Mechanica rerum* zu bezeichnen. Das Unerkennbare gehört der Metaphysik und der Religion, das Unbekannte der Wissenschaft.

Die Macht des echten Erkenntnistriebes ist so stark, daß ihr gegenüber alle Differenzen auf religiösem, politischem oder sozialem Gebiet verschwinden. Vater Secchi, obgleich der Gesellschaft Jesu angehörig, erscheint in seinem Buche „Ueber die Einheit der physischen Kräfte“ im Vergleich mit Eduard von Hindsfleisch als ein Freidenker.

Und Rudolf Virchow, der Begründer der modernen Pathologie, der eifrige Politiker der Fortschrittspartei, der das Wort vom „Kulturkampf“ geprägt hat, ist in allen Fragen der Wissenschaft streng konservativ. In seiner 1877 zu München gehaltenen Rede verglich er, dem parlamentarischen Leben ein nicht ganz adäquates Bild entlehnend, die wahre Wissenschaft mit der Rechten, Mystizismus und Materialismus, die er zusammenfaßt, mit Parteien der Linken. Er unterschied in der selben Rede zwischen Lehre und Forschung; die Forschung müsse vollständig frei sein, von den Lehrstühlen aus solle aber nicht in die großen Probleme eingegriffen werden, über die sich die Wissenschaft noch nicht ausgesprochen hat. Aber man darf doch wohl fragen, ob es in der Praxis möglich ist, nur unwiderleglich bewiesene Thatsachen

zu lehren. Materialisten und Spiritualisten sind von der Wahrheit ihrer Doktrin gleichmäßig überzeugt. Nur der wahre Gelehrte zweifelt; der Mystiker glaubt unerschütterlich. Die Lehrsicherheit muß vollkommen sein. Wer soll schließlich überhaupt Richter über wissenschaftliche Wahrheiten sein? Erinnern wir uns daran, daß Justus von Liebig, der in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich bleiben wird, dem die Erneuerung der organischen Chemie und der Agronomie zum großen Theil zu danken ist, Pasteurs Lehre von den Gährungstoffen und Darwins Entwicklungstheorie heftig bekämpft hat.

Auch die Neovitalisten geben übrigens zu, daß die mechanische Erklärungsweise vorläufig die einzige ist, die wir in unserem Studium der Lebensphänomene anwenden können, und Mystizismus und Materialismus dürften in unserer Zeit gegenüber dem stetigen Fortschreiten der geltenden wissenschaftlichen Methode schließlich doch nur als leichte Bewegungen der Oberfläche erscheinen, während die konstante Strömung der Tiefe das Schiff der Wissenschaft glücklich weiter trägt.

Turin.

Professor Angelo Roffo.



Jardin des Plantes.

Nach zwanzigjährigem Suchen habe ich schließlich Paris entdeckt und sein Geheimniß gefunden. Wie Athen, Byzanz, Rom, Aachen, Wien, London, liegt es auf einer digerirten geologischen Formation, die Sandstein und Kalk giebt, das beste Baumaterial, das Menschen kennen. Kiesel und Kalk, die schon Diatomazeen und Foraminiferen kannten und in der Tiefe des Meeres noch kennen, wenn sie ihre wandernden Häuser bauen, nur noch ein Panzer zum Schutz gegen Feinde und Kälte.

In einem Flußthal, wo zwei Flußarme eine Insel umfaßten, machten die römischen Kaiser nach der Eroberung des Landes Halt und bauten eine Stadt. Warum sie das unbedeutende Fischerdorf Lutetia an der Seine wählten, die nicht ins Mittelmeer mündet; warum sie nicht Lyon an der Rhone wählten, die eine Wasserstraße direkt nach Rom hinaufführte: Das glaubte ich bei einem Besuch auf den Buttes Montmartre zu ahnen.

In einer ungeheuer großen, vom Fluß durchschlängelten Campagna liegt Paris auf sieben Hügeln und in den Thalgängen dazwischen. Und die Hügel

heißen: Charonne (mit dem Père Lachaise), Ménilmontant, Buttes-Chaumont, Montmartre auf dem rechten Ufer; und auf dem linken: Maison-Blanche, Ste. Geneviève (mit dem Pantheon) und Mont-Parnasse. Wandernde Völker, die sich niederlassen, sind vielleicht bei der scheinbaren Wahl von Wäldern eben so sehr von Erinnerungen und Affektionen geleitet wie der Einzelne, wenn er einen Bauplatz für seine Villa sucht. Doch hier ist das neue, das wiedererstandene Rom, mit Amphitheatern und Märtyrern, mit Thermen und Katafomben; Sanct Peter und Vatikan sind nicht da, aber eine Sorbonne, die unter einem Albertus Magnus und Abälard eben so mächtig in der Wissenschaft war wie der Vatikan in der Religion. Und Paris giebt Europas Geschichte mit mehr Continuität als Rom, denn es ist, wenn auch von größeren oder kleineren Barbaren eingenommen, doch niemals in neuerer Zeit geplündert worden. Hier wird noch die Römersprache in verjüngter Form gesprochen und geschrieben; hier wird römische Kunst und Literatur gestaltet; hierher werden alle neuen Gedanken der Welt geführt; hier werden sie umgeschmolzen, umgeprägt und gehen wieder hinaus.

Aber es giebt auch einen Fleck Natur hier, von ungefähr sechzig Zunnland Umfang, der gleich dem Lustgarten des Paradieses mit einer Mauer eingezäunt ist. Die ganze Schöpfung auf einer Stelle gesammelt, wo jeder Gegenstand seine Geschichte erzählt, jeder Stein, jedes Kraut, jedes Thier in der Erinnerung mit dem Namen eines großen Menschengenies vereinigt ist. Dies ist der größte Eindruck, den ich in Paris kenne, nächst Notre-Dame. Es ist groß wie die Genesis und es wirkt auf mich wie eine Prophezie zur Weltgeschichte, wie das Alte Testament; ob darum, weil die Libanonceder da ist mit der ganzen Arche Noah, weiß ich nicht.

Jemand hat gesagt: die Erde kann gern vergehen; wenn nur der Jardin des Plantes gerettet wird, wird die Schöpfung fortbauern. In diesem Gefühl von der Wichtigkeit des Ortes gehe ich mit Andacht die Rue Vinno hinunter und trete durch Buffons Hof ein, um die Wanderung im Tempel des Steinreiches zu beginnen.

Am Anfang war Alles! Wenn es überhaupt einen Anfang gegeben hat. Das ist der Totaleindruck, den ich zum Schluß bekommen habe und mit dem ich jetzt beginne, wie ich beim Eingang auf den Schneiblock mit dem Wurzelfußthier Cozoon Canadense treffe, der einst drauf und dran war, das ganze geologische System umzuwerfen, aber schließlich forterklärt, verleugnet und verschwiegen wurde, weil das System gerettet werden mußte. Granit und Gneiß sollen ja die Urmaterie sein, die durch das Feuer gegangen ist und darum der anorganischen Welt angehört, die nicht Kohle einschließen darf, womit ja das Leben beginnen würde. Der Urberg besteht ja aus Kiesel und Kalk, aber der Graphitgneiß enthält Kohle, die Eisenerze enthalten Kohle; und in den Gängen von Dannemora habe ich Bergpech gesehen. Im westlichen Vermland hat man schon lange mit Bergöl imprägnirten Gneiß und Glimmerschiefer gefunden. Vor solchen konstanten Erscheinungen, die dem System widersprachen, blieb man nicht stehen, sondern ging weiter. Aber ich will gerade da stehen bleiben, und zwar in Gegenwart der großen petrificirten Baumstämme von Nordamerika. In den Wäldern standen diese Bäume und wuchsen, fielen vor Alter und blieben auf der Erde liegen und wurden viele hundert Jahre später wiedergefunden, in schöne Agate — Das

ist Kiesel — verwandelt. Aus dem Kiesel in der Erde, im Berge holten sie einmal ihre Nahrung und verwandelten den Kiesel in Kohle, und als die Lebenskraft wich, der Widerstand gegen die äußeren Kräfte aufhörte, wurde die Kohle wieder zu Kiesel. Von Erde waren sie gekommen und zu Erde wurden sie wieder.

Der Diamant, der einem Kieselstein gleicht, ist Kiesel oder Kohle. Amorpher Kiesel ist nämlich ein braunes Pulver, das an der Luft brennt wie Kohle, aber Kieselensäure statt Kohlenensäure giebt. Vom Diamanten könnte also gesagt werden, er sei ein Kiesel, der Kohle war und darum in höherer Temperatur zur Kohle zurückkehrte, um Kohlenensäure zu geben, wenn Dies wahr und konstant ist. Kohle und Kiesel ersetzen einander in organischen Vereinigungen; und Kieselalkohol, Kieselchloroform und andere sind Vereinigungen nach organischen Formeln, trotzdem der Kiesel anorganisch sein soll.

Ist der Kiesel nun ein so hartnäckiger Stoff, daß er lebenden Wesen keine Nahrung geben kann? Nein! Kleine Steine sind wohl schwer verdaulich, aber erhitze ich Quarz und Pottasche (oder Kalihydrat) in einem Tiegel, so bekomme ich einen Stoff, der sich in kochendem Wasser löst, vollständig rohem Eiweiß gleicht und unter dem Namen Wasserglas bekannt ist. Führe ich eine Säure, wie Salzsäure, in Wasserglas ein, so bekomme ich amorphe Kieselensäure, die Gelatin oder Gummi gleicht und verzehrt werden kann.

Man hat ja längst Vögel Sand essen, den Strauch Steine schlucken sehen; und Humboldt bemerkte, daß gewisse Einwohner von Südamerika Lehm aßen; nicht aus Unart oder Vaster, sondern aus Noth nährten sie sich davon mehrere Monate im Jahr. Wir wissen ja, daß gewisse Lappen und Finen Bergmehl (Kieselensäure) aßen, entweder allein oder mit Brot gemischt. Schaase essen im Nothfall den Lehm auf dem Felde und das Märchen erzählt, daß der hungernde Wolf Erdklumpen schluckt. Steine können also Brot werden; und der Kiesel zählt unter die Nahrungstoffe. Warum denn diese eigen sinnige Grenzziehung zwischen organisch und anorganisch, zwischen Kiesel und Kohle, da die Natur nicht so streng scheidet wie der Laborator?

Bergelius selbst glaubte an das Vermögen der Kohle, sich unter gewissen Umständen in Kiesel zu verwandeln, wie er ja auch davon überzeugt war, daß Ammoniak und Chlor Säure enthielten, bis er überstimmt wurde.

Hat die Schöpfung mit dem Kiesel zu arbeiten begonnen, dann braucht man nicht zu dem Wunder der vom Himmel gefallenen Kohlenensäure zu greifen, um die Entstehung des Lebens zu erklären; denn es ist ein Wunder, daß die Kohlenensäure, das Gift, erst zertheilt werden sollte nach der Aufnahme in ein so empfindlich lebendiges Organ wie die Blattkriem der Pflanze. Kohlenensäure wird nämlich erst in sehr hoher Temperatur oder von dem brennenden Metall Kalium zertheilt; und Kohlenensäure, in nennenswerther Menge in die Luft gemischt, tötet die Pflanzen (Saussure). Erst in nicht nennenswerther Menge, $\frac{1}{10000}$, wo die Kohle als Nahrung unzureichend ist, kann dieses Gas den Pflanzen ihren Kohlenbedarf geben, sagt man.

Das ist großartig, ganz einfach und macht das Wunder mit den Alpenpflanzen in kohlenstoffreicher Luft noch größer.

Mit Kiesel und Kalk, dem Urberg, beginnt die Erde; mit Kiesel und Kalk arbeiten die vielleicht niedrigsten Thiere, die Tiefseethiere, Diatomazoen und

Foraminiferen. Aber: beginnen diese Kleinen mit dem Eiweiß (woher?) und sondert das Eiweiß den Kiesel- und Kalkpanger ab? Oder verhält sich umgekehrt? Betrachten wir das Hühnerei! Kiesel und Kalk außen, Eiweiß innen; und ein Eiweiß, das ganz dem Wasserglas oder gelatindem Kiesel gleicht.

Bernhardin de Saint Pierre, der einmal Direktor dieses Jardin des Plantes war, der aber auch das Unglück hatte, Paul und Virginie zu schreiben, erzählt: in Schlesien pflege man das Ei eines gewissen Stelzenvogels zu nehmen und während eines Jahres trocken zu lassen. Es werde dann so hart wie Agat, geschliffen und in Ringe gesägt wie andere Agate. Wäre es nicht der Mühe werth, eine gewöhnliche organische Analyse mit einem solchen versteinerten Ei vorzunehmen und zu sehen, ob das pulverisirte Eiweiß wirklich Eiweißreaktion oder ob es wenigstens mit Kali erhitztes Ammoniak giebt?

Ein sehr berühmter Botaniker hat in seiner Arbeit (der Fortsetzung von Drebhms Thierleben) mir diese beiden Erklärungen gegeben, natürlich, ohne zu ahnen, welchen schrecklichen Gebrauch ich von ihnen machen würde. In der Nähe von Innsbruck, erzählt er ganz unverblümt, gebeht eine Diatomacee, *Obontidium Piemale*, in einer so kalkhaltigen Quelle, daß sie Tuff bildet, aber keine Spur von Kieselsäure enthält. Diese Kleinthiere sind in Kieselpanzer gekleidet und nicht in Kalk. Frage: woher der Kiesel? Antwort: vom Kalk. Aber er erzählt weiter: In den Centralalpen sind *Saxifraga Sturmiana* und *Oppositifolia* mit Kreide überzogen, ohne daß sich davon eine Spur in den Berggründen findet. Woher der Kalk? Vom Kiesel.

Vielleicht kann jetzt, drei Jahre nach der Ausgabe des *Antibarbarus*, Petrus Kalm anfangen, Recht zu bekommen, als er glaubte, was die englischen Bauern von den Flintballen in der Kreide sagten, als sie meinten, der Flint auf dem Acker würde Kreide oder umgekehrt!

Sind die Steine tot, ein *caput mortuum*, wie die Alchemisten das Letzte im Tiegel oder der Retorte nach einer abgeschlossenen chemischen Operation nannten? Sind sie das Rohmaterial, das Nahrung geben soll, oder sind sie die letzten Exkrete? Wahrscheinlich Alles zusammen, nach einander, durch einander.

Die Steine sollen so niedrig stehen, weil sie mit einfachen geometrischen Figuren arbeiten. Aber so verhält es sich nur zum Theil, denn wenn die Kristalle danach streben, sich zu gruppiren, geschieht Das nach bestimmten Formen, die denen des Pflanzenreiches gleichen und am Bekanntesten durch die Eisblumen auf der Fensterscheibe sind.

Am neunten Juni 1869 fiel bei Tiflis Hagel und wurde zufällig von einem Naturforscher beobachtet, der das Aussehen der Körner der Nachwelt bewahrte. Die Abbildung, die man in vielen Mineralogien finden kann, zeigt einen zirkelrunden Kern mit sechs Strahlen in Winkeln von sechzig Graden. Sie gleicht in der Hauptsache einem Protisten aus der Meerestiefe, der aus einer zirkelrunden Scheibe mit sechs Strahlen aus Kiesel in einem Winkel von sechzig Graden besteht und *Actinomma Astoracanthion* genannt wird. Ich sagte mir sofort, daß hier der Urstoff, das Wasser, seine Form auf das erste Leben, das aus dem Wasser entstand, gedrückt und die Gelatin- und Kieselmasse gezwungen

hatte, im Hexagonalsystem zu kristallisiren. Für Alle, die die Ungerstörbarkeit der Energie verkünden, giebt es keine Gründe, diese Erklärung zu verwerfen; im Gegentheil. Und ich nehme mir auch diesmal die Freiheit, das Phänomen ancestrale Energien, ertorbte formgebende Triebe, zu nennen.

Es wurde Winter und ich ging in den Wald, auf das Eis, in die Hage. Und ich sammelte im Gedächtniß Bilder von allen Pflanzenformen, die ich bemerkte, wenn der Reifrost sich auf die Bäume oder die Schilfhälme absetzte. Meine Aufzeichnungen nennen diese: Palmen, Farn (sowohl Polypodium wie Adiantum), Espen- und Birkenblätter; die ganze Kontur der Fichte; die Blüthe der Rose, des Taus, der Islanbflechte, des Blumenkohl's. Und ich that eine neue Frage: hat dieses Wasser in Dampfform, das viele Male vielleicht den Kreislauf der Pflanzen passirte, Eindrücke von Pflanzenformen angenommen und beibehalten oder hat das Wasser selbst, seit es das niedrige Stadium der Kristallform verließ, ein eigenes, höher strebendes Vermögen freierer Formbildung in den Kristallaggregaten und ist es das Wasser, das den Pflanzen die Form gegeben hat, oder umgekehrt? Da ich damals exklusiv war, ließ ich die beiden Fragen einander schneiden, nicht ahnend, daß die Wahrheit in beiden liegen könnte. Aber ich suchte. Und bemerkte eines Tages, daß Reifrost auf einem Schilfhalm unausgebildet die Form Adiantum und voll ausgebildet die Form Polypodium zeigte. Da sagte ich: war die Adiantumform vor Polypodium, dann giebt es hier eine Entwicklung bei der Kristallbildung des Wassers.

Ich suchte in der Paläontologie und fand, daß meine Rathsmakung richtig war, da in der Steinkohlenflora die Form Adiantum (der Farn Venusshaar) vor Polypodium (Tüpfelfarn und andere) war. Und Dies bestätigte sich bei näheren Forschungen. So kristallisirt Ammonium-Magnesiumphosphat in rechteckigen Tafeln, wenn es aus einer chemischen Lösung kommt; wird aber der selbe Stoff aus organischer Substanz genommen, tritt bereits die Farnform Polypodium auf. Als ich dann in einer anderen Chemie (Huguet: Chimie Medicale et Pharmaceutique) Ammonium-Magnesiumphosphat als das Aggregat, das aus Guano kristallisirt hatte, abgebildet sah und fand, daß es den Blättern des Sargassotanges glich, wunderte ich mich und dachte, ob nicht Die Recht hätten, die den südamerikanischen Düngerstoff aus aufgehäuften Tangmassen herleiteten, und die Anderen Unrecht, die meinten, es seien Vogelekcremente.

Ich ging weiter: begann Salzlösungen auf Glasplatten zu kristallisiren, in Wärme, in Kälte, in Sonnenschein, in Mondschein. Und ich fand viele wunderbare Dinge. fand, daß die Stoffe oft in den Aggregaten einen inneren Zusammenhang verriethen, den die einfachen Kristalle verleugneten; daß die Einteilung kolloidirend und kristallisirend keine Einteilung war und daß sie am Allerwenigsten eine Kluft zwischen organisch und anorganisch bildete; daß die Metalle nicht spezifisch anorganisch waren, da zum Beispiel Eisenchlorid und Chromsaures Kali erst kolloidirten, ehe sie kristallisirten. Um in Schrift die Formen wiedergeben zu können, mußte ich eine eigene Terminologie finden, die meist aus dem Pflanzenreich geholt ist, doch, wohl zu merken, ihre Formen auch im Thierreich (im Herzen, der Niere, dem Ei, der Feder, dem Horn, dem Haar u. s. w.) hat.

Ich will Etwas aus meinen Aufzeichnungen anführen und es der Zu-

kunst überlassen, herauszubringen, ob damit ein Zusammenhang zwischen gewissen Gemischen Stoffen angedeutet worden ist oder nicht.

Schwefel in Schwefelkohlenstoff gelöst: Kiefernadel, gleich essigsaurem Bleioxyd, das vielleicht während der Abdunstung Karbonat wird.

Vorsäure: unvollendete Federn mit Winkeln von im Allgemeinen 90°.

Chlornatrium: die Alge *Polysiphonia*.

Salpetersaures Silberoxyd: gleich der Vorsäure mit unreifen Federn.

Eisenchlorid: kolloidirt erst wie chromsaures Kali (saures), aber springt dann wie kohlensaures Kali in Figuren, die auf Gerathewohl hingeworfenen Spähnen gleichen.

Schwefelsaures Eisenoxydul: das sadengleiche Bündel, palmenartig, in unreife Straußfedern endend. Die federngleichen Strahlen ähneln denen des Schwefels in Schwefelkohlenstoff und essigsaurem Bleioxyd.

Schwefelsaures Zinkoxyd: Strahlen und Fäden essigsaurem Bleioxyd und Schwefel in Schwefelkohlenstoff gleichend.

Zinnchlorur: gleich dem vorhergehenden, aber sich verzweigend.

Salpetersaurer Baryt: gleich der Vorsäure, aber Fichtenwipfel.

Salpetersaures Kupferoxyd: gleich schwefelsaurem Zinkoxyd, aber auch sehr Eisblumen gleichend.

Chromsaures Kali: kolloidirt erst; dann gleich der Alge *Chladophora* oder auch dem Rennthiermoos.

Jodkalium: gleich Bromkalium und Chlornatrium.

Chlorammonium: federngleich mit Winkeln von 90° zwischen Fahne und Stiel; sonst am Meisten den Eisblumen gleich.

Phosphorsaures Natron: ungleich allen anderen; in Schwärmen und Staaktiten.

Ich ging am zweiten Tage nach der Weihnacht durch die Leipziger Straße in Berlin, als es über zwanzig Grad kalt war. Die Läden waren wegen der Feiertage geschlossen und so hatte die eingesperrete Feuchtigkeit Gelegenheit, sich ungestört auf einer sehr großen Fensterscheibe abzusehen und Eisblumen zu bilden. Ich blieb stehen und betrachtete. Ich hatte gerade die Theorie eines deutschen Philosophen von der Herleitung aller Dinge aus der Formel Verdichtung und Verdünnung im Kopfe. Sah, wahrscheinlich, während ich Das dachte, daß die Eisblumen auf der Scheibe eine größere Dichte unten gegen den Unterrand der Scheibe zeigten als nach oben zu, was natürlich war, da das Wasser nach unten gesunken war. Ich begann, die kolossale Wiese zu durchforschen, und sah oben die deutlichsten Flechten, die ich benennen konnte: die Islandflechte und andere. Darunter waren Algen, von *Siphonia* bis hinauf zu *Fucus*, *Palmella*, *Chara*. Hier hielt ich an und dachte: Das ist ja das jetzt herrschende botanische System; und so war es, ungefähr. Von den Algen ging es zum Pflanzenreich aufwärts, auf der Scheibe hinunter mit zunehmender Verdichtung: Moose, Farne, Cyclopodien, Koniferen, Gräser und Palmen. So durchaus regelmäßig war es nicht, aber die Natur ist auch nicht so regelmäßig. Ich verließ das Fenster, nachdem ich aufgeschrieben hatte, was ich gesehen. Und ich dachte: ist die Erde, nach

Rant-Laplace, aus der verdünnten Form des Nebelsterns in die verdichtete des Wassers und des Urberges übergegangen, so ist nichts Logischer, als die Entstehung der Pflanzenformen aus der zunehmenden Verdichtung des Wassers auf der Erdoberfläche zu denken, also auch auf der Fensterscheibe. Mit einer gewissen Einschränkung, die ich aus Furcht vor den Folgen so anfang, daß ich die Analogie zwischen den Eisblumen und der Pflanzenwelt auf die Algenflora beschränkte, die unter dem Wasser, im Wasser, auf dem Wasser alle Pflanzen bis hinauf zu Koniferen und Palmen skizzirt. Aber es ist möglich, daß der feige Gedanke auf halbem Wege stehen blieb, während die unerforschene Natur ihn zu Ende gegangen ist... Ich will hinzufügen, daß ich diese Kristallisationen oft wiederholt und Konstante bekommen und daß ich einen Theil der Platten durch direktes Kopiren auf Papier photographirt habe.

Während Dies niedergeschrieben wurde, habe ich eine neue Serie Versuche mit Auskristallisirungen begonnen. Ich kochte einen Extrakt aus Rose, Alpenviole, Gauslauch und Kürbis und ließ die Flüssigkeiten sich auf das Objektglas des Mikroskops filtriren. Wohin ich zielte, muß der Leser verstehen. Ich kann den Wißbegierigen nur ermahnen, die Versuche zu erneuern, aber sie etwas zu kompliziren. Er beginne mit Weinsäure aus anderen Stoffen als Weinhefe und zum Vergleich Weinsäure aus Weinhefe. Vielleicht hat er auch Gelegenheit, vergrößerte mikroskopische Photographien auszuführen.

Als ich in Kälte auskristallisirte Weinsäure in mäßiger Vergrößerung unter das Mikroskop brachte, war ich sehr erstaunt. Da war nicht nur das Laub des Weines, mehr oder minder ornamental behandelt, sondern auch eine ganze Flora. Und bei einer fünfhundertfachen Vergrößerung zeigten sich Gefäße, sogar die spiralförmigen . . .

Arons Stab, der grünt! Nicht wahr?

Aber diesen Bildungstrieb nach den Formen des Pflanzenlebens hin besitzen auch die Metalle, wie ein schneller Streifzug durch die Mineralsammlung zeigt. Gold und Silber bildet Dendriten in Heide, Krähenbeere oder Algenformen. Das Eisenerz Limonit ahmt Alles nach und geht mit seinen Muschelformen auf das Thierleben hinaus. Phosphorsaures Bleioxyd bildet Moose, die zugleich moosgrün sind. Phosphorsaurer Kalk zeigt Schneckenformen und prismatischer Quarz ahmt ausgezeichnet Seeanemonen nach. Schwefelantimon gleicht täuschend einer Koralle. Korallen sind Thiere, die sich festgesetzt haben und eine Pflanze geworden sind, die immer im Begriff ist, sich zu petrifiziren. Oder: die Koralle ist ein Stein, der Kalk des Meeres, der Glykol wird, der danach strebt, Pflanze zu werden, aber so schnell vorwärts geht, daß er gleich blüht, und dessen Blumen Thiere werden, Eiweiß und Gelatine enthalten. Von Kalk zu Eiweiß, von der Fischschale zu Weiß oder umgekehrt. Die Koralle sprengt alle Systeme; und auf die Frage, die ewige: was war zuerst, die Schale oder das Weiß, organisch oder anorganisch, antwortet sie: Alles war zuerst!

Stockholm.

August Strindberg.



Antike und moderne Lyrik.

Es giebt auf dem weiten Gebiete der sogenannten redenden Künste kaum eine Gattung, die sich von dem Vorgang und Vorbild der Alten so weit entfernt hat und darüber hinausgeschritten ist wie die Lyrik. Das darf man behaupten, auch ohne daß uns der ganze Schatz der antiken Lyrik zur Prüfung und Vergleichung offen stünde; für beide Zwecke genügen die vorhandenen Reste. Die Preisgefänge Pindars — allerdings gerade die Gattung, worin ihm die Alten die Palme zuerkannten — und die griechische Anthologie sind uns vollständig erhalten. Was aber die Anthologie betrifft, so mischt sich in die Freude über diesen quantitativ und qualitativ bedeutenden Vorrath doch das herbe Gefühl, daß die überwiegende Masse dieser poetischen Rundgebungen nicht sowohl der eigentlich klassischen Zeit Griechenlands angehört als den Jahrhunderten des Epigonenhumors. Aber wo bleiben die gefeiertsten Namen des Archilochus, des Anakreon, des Alkaios, der Sappho, der „zehnten Muse“ oder der „Heiligen“, wie die Alten sie nannten? Zur Rekonstruktion ihrer Bilder haben wir nur spärliche Fragmente, die zu einem Vollbild kaum genügen, selbst wenn wir die Nachahmungen eines Horaz hinzuziehen.

Indessen muß man sich hüten, den modernen Begriff der Lyrik bei den Alten zu suchen. Wie mancher Leser, an die Klänge moderner Lyrik gewöhnt, hat sich von Pindar unbesriedigt abgewandt! Hier vor Allem nämlich giebt sich der Gegensatz zwischen *naipe* — Das heißt: antiker — und *sentimentaler* — Das heißt: moderner — Poesie zu erkennen. Nicht jedes Gefühl, das unser Herz in Schwingung versetzt und die Aern unserer Zeit durchströmt, ist auch bei den Alten zur Geltung gekommen; oder wenigstens: nicht jedes vibriert mit solcher Intensität. Wer eine kräftige Naturstimmung sucht, Das heißt: in den Zügen der um ihn waltenden und schaffenden Natur seine eigene Psyche wiederfinden und im geheimnißvollen Wehen und Weben der Naturkräfte einen Spiegel und ein Abbild seines Geistes erblicken will, wem aus dem rauschenden Wald, aus dem murmelnden Quell, aus dem bemoosten Stein und dem brausenden Meer ein Odem entgegenwällt, dessen magischer Hauch sein innerstes Gefühl in Bewegung setzt, — Der findet nichts oder wenig davon bei den Dichtern der Griechen oder Römer; und kaum ein reicheres Genügen wird Dem werden, der von der Liebe Lust und Leid in unserem Sinne bei ihnen Etwas sucht. Wohl rauscht auch dort der Strom der Liebe und des Passes mächtig, aber es ist, nach Inhalt und Form, ein anderer Strom, eine andere Liebe. Noch am Ehesten bei einer Sappho könnte das Gefühl, das wir Liebe nennen, zur vollen und vollendeten Darstellung gelangt zu sein scheinen, denn gerade sie gehörte dem Stamme an, der das Weib dem Manne als ebenbürtig an die Seite stellte, und hoch lobert in ihrer feuertrunkenen Seele eine Gluth, die unserer Vorstellung von der höchsten Potenz jener Leidenschaft nicht entspricht. Es fehlt der tiefinnerliche, der seelische Zug, der unserer Liebe das kennzeichnende Gepräge verleiht. Bei den Alten ist die Liebe das höchste Maß sinnlichen Empfindens, das Vollgefühl des Genusses oder die lechzende Begierde nach ihm, das Entzücken über die körperliche Schönheit und die Wonne des körperlichen Besizes: die sogenannte platonische Liebe, die allerdings einem Griechen ihren Namen verdankt

und, als eine geistige Potenz, mit unserem Begriff von höchster Liebe eher, wenn auch nicht genau, zusammenfällt, wird von den Dichtern theils ignorirt, theils ist sie ihnen unbekannt; das zarte Schwärmen und das süße Schwärmen, das „Wangen und Wangen in schwebender Pein“, das „himmelhoch jauchend, zum Tode betrübt“ hat weder in Griechenland noch in Rom einen Sänger gefunden. Auch Mimmermus, in dessen Liebesauszer sich elegische Laute mischen, vergeht nicht an romantisch-sentimentaler Liebessehnsucht, sondern er sehnt sich nach den Tagen der Jugendblüthe und Jugendfrische zurück, „wo ihm die Möglichkeit eines Genusses in vollen Zügen“ gegeben war. Von einer idealen Stimmung, die in anbetender Verehrung vor dem geliebten Wesen kniet, ist auch bei den zarresten Dyrkern Griechenlands und Roms nie und nirgends die Rede. Und wie hätte es auch sein können, bei der untergeordneten Rolle, die das Weib in der Familie und in der Gesellschaft — wenigstens in Griechenland — spielte, einer Familie, wo es kaum höher geachtet war denn als unentbehrliches Werkzeug zur Kindererzeugung, und einer Gesellschaft, wo es nur den Emanzipirten, den Verächterinnen weiblicher Sitte beschieden war, durch den verführerischen Reiz die Männer zu gewinnen und zu fesseln? Die zarresten Seelenlaute des Alterthums haucht aber gerade das Verhältniß, das der Sphäre der normalen Geschlechtsliebe entrückt ist, aus: die Liebe zum gleichen Geschlecht. Nur kann hier ja der volle und echte Begriff der Liebe nicht zur Erfüllung gelangen, denn auch die innigste Freundschaft ist etwas Anderes als Liebe oder aber sie artet, wo sinnliche Bluth hinzutritt, in schwachvolle Verirrung aus, von der das gesunde Empfinden und die angeborene sittliche Scham mit Abscheu sich abwenden. Ueberhaupt aber fehlt dem Griechenvolk, wenn auch nicht der volle Brustton der Empfindung, so doch der Grundton des Gemüths. Sie haben auch kein rechtes Wort dafür. Nicht, als ob sie gemüthlos gewesen wären; aber die Stimmung der Seele, die der Deutsche zusammenfassend mit Gemüth bezeichnet, war bei ihnen weniger entwickelt. Die bewußte und gleichsam künstlerisch großgezogene Schöpfung dieser Stimmung ist der Humor. Auch ihn in seiner echten, unverfälschten Erscheinung haben daher die Griechen nicht gekannt, sie so wenig wie die Römer; und bekanntlich ist er noch heute bei mehr als einer vorgeschrittenen Nation nicht zu finden. Man darf, ohne den Griechen zu nahe zu treten, als unterscheidenden Charakterzug ihrer und unserer Poesie im Wanken und Großen den Satz aufstellen, daß ihre Dyril mehr die sinnlichen Erscheinungen, die Zustände der Außenwelt, die moderne mehr die innerlichen Vorgänge, die Zustände der Menschenseele, in ihrem Spiegel wiedergiebt. Jede, auch die tiefinnerlichste Seelenregung hat ihren Grund in einem äußeren Anstoß. Liebe und Haß, Lust und Leid bilden die Entladung eines von außen zugeführten elektrischen Stromes. Aber diese Wirkung kann mehr nach innen vordringen, in einem tiefer liegenden und komplizirteren Nervengewebe verklingen oder aber der äußere Impuls kann, ohne deshalb weniger kräftig zu sein, dennoch weniger in die sinnliche Wahrnehmung fallen. Bei den Griechen finden wir die sinnlicheren, augenfälligeren Motive und die mit kräftigerem Rückschlag und mächtigerem Ton auftretenden Wirkungen; wir Modernen mit unserem komplizirteren und feiner ausgebildeten Seelenpiel geben auch auf leiseren Anstoß Antwort; nur verhält diese eben auch mehr nach innen. Weniger also auf der tiefen Innerlichkeit beruht die Größe

der griechischen Lyrik als auf der Kraft, womit sie einfache Empfindungen äußert. Der Blick des Griechen war nach außen gerichtet, der Sinnen- und Erscheinungswelt entgegen, daher denn auch die in die Augen und Ohren fallende Pracht seiner Lyrik, ihre Formschönheit, ihre prangende Wortfülle, ihr rhytmischer Gang, ihr melodischer Klang, ihr großes sinnlich-realistisches Rüstzeug. Nicht nur nimmt er seine Stoffe möglichst aus dem Reiche der Sinnlichkeit, sondern er prägt sie auch in möglichst sinnensfülliger Form aus. Die metrische und rhytmische Gliederung dieser Poesie ist trotz ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit und scheinbar spielenden Freiheit dennoch dem künstlerischen Gesetze unterthan; diese eben so unvergänglich schön als unverbrüchlich streng geprägten Formen waren nur einem Volk erreichbar und für ein Volk genießbar, dem die Schönheit zum Lebensgesetz geworden war. Wer alle diese Punkte ins Auge faßt und zugleich ein vollgerüstetes Maß historischen und mythologischen und metrischen Wissens mitbringt, wird sich bei der Lektüre Pindars, wenn auch nicht gehoben und begeistert, so doch wenigstens zu Hause finden. Für uns sind jene Vorbilder auch jetzt noch mustergiltig und nachahmungswürdig vom allgemeinen Gesichtspunkt strenger Gesetzmäßigkeit aus, im Einzelnen dagegen nicht mehr, theils, weil unser Sprachmaterial nicht mehr in die antiken metrischen Formen gepreßt werden kann, theils, weil unser Ohr, durch Jahrhunderte des Schlendrians und der Kunstlosigkeit abgestumpft, die Schönheiten und Feinheiten jener rhytmischen Figuren kaum mehr zu fassen vermag. Einzelne der einfacheren Metren und Strophen haben sich eingebürgert und werden wohl ihr Bürgerrecht behalten, gewiß nicht zum Schaden unserer Sprache, der eine etwas kunstvollere Symmetrie nur zu Statten kommen kann.

Was nun aber den Inhalt der pindarischen Strophen betrifft, so entsprechen sie dem heutigen Geschmack keineswegs mehr. Wir haben keinen Sinn für das mythologische Füllsel, das uns hier oft als reinste Stammbaumpoesie dargeboten wird. Auch die Lebensweisheit, die der Dichter mit Hebeln und Schrauben daraus destillirt, will uns als Poesie nicht munden, so stark sie auch mit allen Mitteln des rhetorischen Pathos, mit Bilderschmuck, glänzenden Epitheten und „idnender Worte Erguß“ gewürzt ist; die massenhaft aufgesetzten rhetorischen „Richter“ erwärmen uns nicht und lassen das Herz leer. Man hat unseren Schiller einen Poeten der Reflexion genannt. Gut! Aber aus seinen Reflexionen sprühen elektrische Funken und zucken Blitze. Von solchen Eindrücken wird der Pindarleser kaum Etwas verspüren. Eigentliche, bewußte Reflexionspoesie, die große, erhabene Gedanken und Eindrücke in das anmuthige Gewand der Dichtung kleidet und philosophische Werthe in poetischem Golde ausmünzt — ich denke zum Beispiel an Schillers „Spaziergang“, wo uns im Gang durch die Natur an der Hand des Dichters der ganze Werdegang der Menschheit offenbart wird — findet man in der antiken Lyrik nicht. Wo sich die antiken Dichter zur Reflexion versteigen, wie es in den Chören der Dramatiker gewöhnlich der Fall ist, ferner bei dem Denker und Dichter Solon, bei Theognis und vollends in der griechischen Anthologie uns auf Tritt und Schritt begegnet, da sind es meist Kernsprüche der Lebensweisheit für Familie und Staat, nur in seltenen Fällen über den Rahmen des Nächstliegenden hinausgehend, niemals aber solche Fernen umspannend und durch so anschauliche Symbolik belebt wie in Schillers Gedicht.

Es war einmal ein Dogma der modernen Aesthetik, daß „ein politisch Lied ein leidig Lied“ sei. Dichter wie Anastasius Grün, Freiligrath und Herwegh, Rückert und Arnbt — um nur Diese zu nennen — haben das Dogma Lügen gestraft und es wird nicht sobald wieder austauschen. Auch die Alten hatten das politische Lied auf ihrer Tabulatur; und ihre Politik war doch durchaus noch nicht „weltbürgerlich“, sondern erwuchs, wenn es hoch kam, auf vaterländischem, gewöhnlich auf vaterstädtischem Boden, während das moderne politische Lied, wenn es für vollwichtig gelten soll, von einem kosmopolitischen Hauch durchweht und mit einem Paß für die ganze Kulturwelt versehen sein muß. Man würde Freiligrath Unrecht thun, wenn man sein Lied von „Rübezahl“, „Ran werden grün die Brombeerhecken“, auf die Hungerbistricke Schlesiens beschränken wollte: es gilt dem Glend der ganzen Welt. So Etwas konnte den Alten nie in den Sinn kommen; die soziale Frage ging über ihren Horizont, hätte auch bloß von den Sklaven auf die Tagesordnung gesetzt werden können. Dagegen war ihre politische Poesie durchaus patriotisch. Daß darin auch dem Heimweh eine Rolle zufällt, ist natürlich; aber wir Modernen sind ihnen hierin entschieden überlegen. Klänge wie in Chamisso's „Schloß Boncourt“ oder Hölderlins „Wanderer“ oder Weibels „Zigeunerbus im Norden“ hört man bei ihnen nicht.

Ich habe die Symbolik gestreift und frage nun: Hat die antike Poesie etwa Ähnliches aufzuweisen wie Weibels „Nothus vom Dampf“ oder Dullers „Kind“ — das Hohe Lied der Freiheit — oder Rückerts tief sinniges „Es ging ein Mann im Syerland“? . . .

Unbestritten sind wir den Alten auch in der Schilderung des „Naturlebens“ und der aus ihm resultirenden Stimmungen überlegen. Vollends die Romantik der Natur ist ihnen fremd; die einsam öde Gebirgslandschaft gab ihnen unangenehme Empfindungen, denen sie geflissentlich aus dem Wege gingen. Man lese das kleine Lied von Alfman:

„Schlummer liegt auf Bergeshöhen,
Schlummer auf der tiefen Thalschlucht,
Auf den Facken, auf den Klüften —
Was da krencht auf dunkler Erde,
Was da schweift im Waldgebirge,
Was da honigsuchend summt,
Das Gethier im dunklen Meergrund
Und die buntgefiederten
Luftbewohner: Alle schlafen.“

und Goethes „Ueber allen Wipfeln ist Ruh.“

Welche unvergleichlich höhere Stimmung klingt hier in uns bei den beiden Schlußzeilen nach:

„Warte nur, warte nur, balde
Balde ruhest Du auch!“

Und warum? Weil wir selbst, wir Menschen, mit ein paar einfachen Lauten in das Naturgefühl mithineingezogen werden. Oder vergleichen wir Goethes bekanntes Lied „An den Mond“ mit einer — der einzigen — Strophe der Sappho:
Vor des Mondes leuchtendem Antlitz bergen
Wieder ihren funkelnden Schein die Sterne,

Wenn er voll sein silbernes Lichtmeer ausgießt
 Ueber den Erdfreis!

Auch wenn uns das Lied der Sängerin vollständig erhalten wäre, dürften wir kaum erwarten, daß das menschliche Empfinden darin zu so schönem, vollen Ausdruck gelangt wie bei dem deutschen Dichter.

Es möge gestattet sein, noch ein „Frühlingsliedchen“ des „Götterfreundes“ Jbykos anzufügen:

„Lenz ist da, wo der Dultenbaum
 Blüht, von nährendem Thau benetzt,
 Was im Garten der Nymphen spricht,
 Trieb an Trieb', und im schattigen
 Nebenlaube die Beere schwillt
 An den saftigen Ranken.

Ruhlos aber im Herzen tobt
 Gros, gleich dem Gewittersturm,
 Der von Traxien her sich wälzt.
 Kypris sendet den Rasenden,
 Der mit jengender Wuth mich faßt
 Und die Tiefe der Seele mir
 Riesenmächtig erschütteret!“

Da sehen wir — eine Ausnahme! — den Menschen nicht bloß in das Gemälde aufgenommen, sondern in den Vordergrund gestellt. Nur eine Seite der Natur hat den Alten, wenigstens den praktischen Römern, zu imponiren und in ihnen poetische Stimmungen zu erzeugen vermocht, nämlich die Natur, wie sie sich im Vanbleben, im Garten und auf dem Felde, in Ackerbau und bei der Viehzucht offenbart. In dieser Beziehung sind die Elegien Tibulls, die vom Vanbleben handeln, geradezu mustergiltig, sie gehören zum Schönsten, was wir an römischer Poesie haben; wie denn die Elegie die Gattung ist, in der die Römer das Bestmöglichste geleistet haben und sich ihren griechischen Vorbildern ebenbürtig an die Seite stellen dürfen. Auch unser Goethe hat von ihnen gelernt; und das Biergestirn Catull, Tibull, Propert, Ovid ist bis auf den heutigen Tag unübertroffen geblieben. Es giebt kaum ein menschliches Gefühl, das in der Elegie der Alten nicht Platz gefunden hätte. Alle Lust und alles Leid des Lebens kam in ihr zum Ausdruck, für alle diese Stimmungen giebt die antike Literatur Belege; und wir dürfen uns durch das bei uns gebräuchliche Wort elegisch, in dem ein wehmüthiger Ton deutlich durchklingt, nicht verleiten lassen, diese Grundstimmung auch in der antiken Elegie zu suchen. Sie klagt freilich auch — so Rimmermus — über die Vergänglichkeit der Zeit, die Beschwerden des Alters, die verlorene Jugend, aber die Liebe in mancherlei Farben und Schattirungen nimmt doch den ersten Platz ein. Mag aber auch die Liebe zu Heimath und Vaterland kaum jemals kräftigere, die Mutter- und Geschwisterliebe kaum je zartere und innigere Töne gefunden haben, als sie uns bei Gallinus oder Tyrtaeus, bei Simonides oder bei Catull entgegenkönnen, so hat die moderne Liebespoesie im engeren Sinne des Wortes — Erotil — an Hartheit, Innigkeit und Tiefe der Empfindung doch die antike, wie schon gesagt, weit hinter sich gelassen. Da aber die Trias von „Wein, Weib

und Befang" auch schon den Alten als Inbegriff des Lebensglückes galt — Gesundheit und Reichthum als selbstverständliche Grundbedingungen hinzugerechnet —, so darf man fragen, wie es denn die antiken Sänger im Vergleich zu den Modernen mit dem Bacchus gehalten haben.

Die Alten wußten den Wein als Sorgenbrecher gerade so gut zu schätzen wie wir; warum sollten sie ihn also nicht besingen? Und zwar um so aufrichtiger und rückhaltloser, da ihnen seine hygienischen Nachtheile mit Ausnahme der rasch vorübergehenden Rauschwirkung nicht bekannt waren, während es einem modernen oder gar einem Zukunftsdichter kaum mehr einfallen dürfte, ein notorisches Gift zu preisen. Jedenfalls wird der deutsche Humor auf die Bänge der Zeit um eine Saite ärmer werden, die unseren Altvordern voll und schön erklang, so daß auch, wer nicht Bescher war, an diesen Klängen eine Freude haben konnte. Bei den Neuereu darf man an Kavalis' „Lied vom Wein“, an Uhlands „Wir sind nicht mehr am ersten Glas“ erinnern; bei den Griechen und Römern genügt es, auf den „ewig jungen“ Anakreon und den weinfrohen Horaz hinzuweisen. Ob das Trinklied den Alten oder den Neuereu besser gelungen ist, mag unentschieden bleiben. Unentschieden auch, wo die Meisterschaft im Epigramm liegt. Auch ein großer Theil der germanischen Poesie gehört unter diese Rubrik. Vergewärtigen wir uns den in der griechischen und römischen Anthologie aufgespeicherten Reichthum von Epigrammen und vollends den römischen Martial mit den zwölfhundert zum großen Theil vortrefflichen Gebichten, so bürgen uns doch die Namen Kändler und Goethe dafür, daß auch bei uns das Epigramm in guten Händen war.

Dagegen tritt das religiöse Moment bei den Alten neben der Frille und Kraft unserer modernen Hymnistik entschieden zurück, ganz abgesehen davon, daß was sich aus dem Alterthum von Hymnen und religiösen Gesängen erhalten hat, mehr epischen als lyrischen Charakter zeigt. Eine wirklich religiöse Stimmung mag wohl am Ehesten in den sogenannten Mysterien zum Ausdruck gekommen sein; leider ist uns davon nichts erhalten.

Die Lyrik hat ihren Namen von der Lyra und diese ist ein musikalisches Instrument. Was nun heute als eine, wenn auch nicht gerade seltene, so doch zufällige Zuthat erscheint, war also damals ein nothwendiges Moment, allerdings auch in Wandlungen vom Einfacheren zum Komplizirten, vom Nebensächlichen zum Wesentlichen. So lange die Lyrik sich in den einfachen Mäßen — Daktylus, Trochäus und Jambus — bewegte, erhob sich die musikalische Begleitung nur wenig über die Stufen des Nebensächlichen; erst als der mannichfach gegliederte Strophenbau eingeführt war, wuchs auch die Bedeutung der musikalischen Begleitung und verschmolz mit der Poesie zur Einheit des künstlerischen Gebildes; später suchte sich sogar die Musik mehr und mehr von den Fesseln des Wortes zu befreien und sich den Rang der Herrin anzumahen, und einer noch späteren Zeit war es vorbehalten, die Musik selbständig zu machen, so daß das reine Wort als Trägerin der Lyrik zurückblieb. Die völlig untergeordnete Bedeutung der musikalischen Kompositionen in der guten klassischen Zeit geht schon daraus hervor, daß sie kaum irgendwo erwähnt werden und daß sie spurlos zu Grunde gegangen sind, während die Gebichte, denen sie zur Begleitung gedient haben, als Kleinodien gehütet und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert

wurden. In neuerer Zeit verschmäh't es die Musik in Folge ihrer außerordentlichen, von früheren Jahrhunderten nicht einmal geahnten Ausbildung, die Magd der Dichtung zu sein, ja, diese auch nur als gleichberechtigt gelten zu lassen. Wie sie in selbstständigen Schöpfungen sich ganz vom Gesange losgerissen hat, so begnügt sie sich, auch wo ihr noch Worte zu Grunde liegen, nicht damit, diese zu verdolmetschen und ihnen die rechte Bedeutung zu leihen, sondern erbrückt sie vielmehr nahezu, um selbst nach der Alleinherrschaft zu streben. Das zeigen die Werke unserer großen Viederkomponisten auf das Deutlichste. Schuberts Lieder haben zum größten Theil höchst mittelmäßige Texte. Das stört uns nicht im Mindesten im Genuß der herrlichen Musik. Mit Beethovens, Mendelssohns, Schumanns Kompositionen verhält es sich eben so. Unsere großen Komponisten lassen eben die Musik allein das Wort führen; bei der Wahl der Texte kommt es ihnen einzig und allein auf die allgemeine Stimmung an. Beethovens „Noelide“ ist trotz dem nichtsagenden Text Matthisons das gefeiertste seiner Lieder, seine „heroischen Lieder“ entzücken alle Welt: die Worte sind beinahe unbekannt.

Daß die Lyrik an die Musik nicht gebunden ist und daß das lyrische Kunstwerk des Tonsetzers und des Sängers nicht bedarf, geht auch daraus unwiderleglich hervor, daß eine ganze Reihe der schönsten Lieder Goethes die Musiker nicht besonders angezogen haben. Zeiters vortreffliche Melodie zum „König in Thule“ setzt dem Gedicht an Werth nichts zu und vollends zum „Fischer“ von Goethe wird schwerlich Jemand musikalische Begleitung verlangen. Wenn man dagegen bedenkt, daß die matten Reimereien irgend eines beliebigen Versehmiedes einen wahren Wettstreit unter den Komponisten erregt haben, so möchte man annehmen, daß Singbarkeit weit öfter eine Eigenschaft der lyrischen Mittelmäßigkeit als der Vortrefflichkeit sei. Wenn der Lyriker bei uns auch Sänger heißt, so will Das nicht besagen, daß er seine Lieder für den Gesang gedichtet habe, sondern der Ausdruck soll das Ausströmen seiner Gefühle, den vollen Brustton seines Empfindens bezeichnen; das Singen ist also nichts Anderes als ein markirteres, gleichsam in die Potenz erhobenes Sagen; schon die alten Äden (Sänger) vor und bei Homer sind Dichter gewesen; Gesang und Begleitung waren durchaus accessorisch. Nach Alledem wird man den Hauptunterschied zwischen antiker und moderner Lyrik nicht absolut nach dem musikalischen Element bestimmen und also nicht sagen dürfen: „Die alte Lyrik ist mit Gesang und mit instrumentaler Begleitung verbunden gewesen,“ sondern es handelt sich um ein Mehr oder Weniger, der Unterschied ist nur relativ. Die Alten haben das Musikalische öfter als die Modernen in der Lyrik mitwirken lassen, aber durchaus nicht immer; es ist durchaus nicht erwiesen, daß auch nur die horazischen Lieder für den Gesang berechnet waren, und gewiß waren es die Elegien der Römer nicht.

Zum Schluß möchte ich nur noch bemerken, daß, wer sich mit der griechischen Lyrik vertraut machen will, sich nicht an den spärlichen Bruchstücken der lyrischen Dichter genügen lassen darf, sondern sich auch im Drama, namentlich nach den Chorgesängen der Griechen, umsehen muß. Hier wird er die schönsten, lustigsten lyrischen Blüten finden; wie ja auch in Schillers nach antikem Muster geschaffenen Chören der „Braut von Messina“ die lyrische Muse des Dichters sich in ihrem vollen Glanze offenbart.

Reigen. *)

Was sollte ich über meine Lyrik sagen? . . . Mir scheint, ein Lyriker liefert die einzig nützliche Selbstanzeige, wenn er ein paar Proben aus den ihm entstandenen Gedichten giebt. Das mag hier geschehen:

Die junge Frau.

In Deiner mildgesenkten Wimpern Schatten
Liegt, junge Frau, Bescheidenheit und Demuth
Und stiller Dank für Deinen ersten Satten:
Doch ist es auch wie eine kleine Wehmuth;

Wie ein noch unbewußtes, fernes Sehnen
Nach einem Tag, da sich die Wimpern feuchten,
Nach großen Freuden oder schweren Thränen,
Nach einem Tag, da Deine Augen leuchten!



Die Stufe.

Ich bin eine Stufe, die aufwärts führt,
Darüber der Priester zum Tempel schreitet;
Und bin eine Stufe, die abwärts führt,
Darüber sein Purpurmantel gleitet.

Ich bin aus Marmor, weiß und rein,
Und höre oft meine Schönheit loben
Und weiß, aus dem gleichen Marmorstein
Ist auch der ewige Tempel da oben.

Und daß ich weiß ohne Sehnsucht und Neid,
Das ist mein Glück und ist mein Leid!



Saat.

Ein Sammetglanz liegt auf der Welt.
Die schweren Adergäule ziehn
Die Pflüge durch das Krumensfeld
Bom Morgenglähn zum Abendglühn.
Die Erde dampft im Sonnenstrahl,
Als wär' sie just zum S.in erwacht.

*) Albert Vangen, Verlag für Literatur und Kunst, München, 1900. Von diesem Gedichtbuch war — in Deutschland! — nach vierzehn Tagen die erste Auflage ausverkauft; die zweite wird nächstens erscheinen. In dem selben Verlag hat der Dichter sein Schauspiel „Susanna im Bade“ veröffentlicht.

Die Welt ist wie ein Friedenthal
Und nur auf ihre Saat bedacht.

Vom Himmel schaut der Bauerngott
Und lächelt; und ihm ist dabei,
Als ob mit einem Häh und Gott
Das Weltall zu regiren sei . . .



Der Abendreigen.

Da nun der Tag in die Weiten ging
Und ein milder Abend sie umfing,
Und roth die Häupter der Berge erglüheten
Und die ersten Sternlein am Himmel erblüheten:
Da war den schlichten Liebespaaren,
Als hätten sie nie einen Abend erfahren,
Ihnen war, sie wußten selbst nicht, wie.
Die groben Hände falteten sie,
Als wollten sie just in die Kirche treten:
„Laßt uns zur Mutter Gottes beten.“

Als Solches die Mutter Gottes erfah,
Sproch sie mild zur Heiligen Caecilia:
„Die Wandrer da unten, sie irren sich;
Sie rufen mich und meinen Dich.
Sie wissen nur nicht, wie ihnen geschehn,
Seit sie in den heiligen Abend gehn,
Daß ihnen die Herzen so feierlich schlagen.
Du sollst ihnen Deine Wander sagen!“

Da löste sich von dem Wolkenrand,
Drauf sie auf zarten Füßen stand,
Und schwebte mit lächelnder Geberde
Die Heilige Caecilia nieder zur Erde.
Und ihr Flügelschlag streifte die Paare im Schweben
Und löst ihre Lippen und läßt sie erbeben;
Und ihre Seelen wuchsen empor
Und einten sich jubelnd zu einem Chor
Und über der Felder träumendes Schweigen
Klang glänzlich ihr klingender Abendreigen.



Ehen werden im Himmel geschlossen.

Ehe nennen sie dies Alles
und sie sagen, ihre Ehen seien
im Himmel geschlossen . . .

Ferne bleibe mir auch der
Gott, der heranhinkt, zu segnen,
was er nicht zusammenfügte!

Also sprach Zarathustra.

Ss klingelte. Wir saßen beim zweiten Frühstück, als Herr Loth gemeldet wurde. Ich wußte genug; es war der selbe gütige Herr, der das Glück meiner Schwester in Gestalt eines ihr grenzenlos antipathischen Bräutigams begründet hatte. Sie war die jüngste von uns Geschwistern, aber schon achtzehn Jahre „alt“. Es war also nur natürlich, daß die Eltern selig Ja und Amen sagten, als sich eine so herrliche Versorgung für ihr Kind bot. Er war zwanzig Jahre älter als sie, galt, „laut Auskunft“, für rüde und unverträglich, hatte aber geschäftlich den Ruf, ein „Reiher“ zu sein. Das genügte. Wenn die Mitgift sicher angelegt ist, wird sich das Uebrige schon von selbst finden.

Also der Wohltäter der Menschheit zeigte sich wieder. Ich sehe noch den kleinen Herrn der, seiner wichtigen Mission entsprechend, immer höchst offiziell im Cylinder erschien. Er war ein echter alter Shettojude mit Vatermördern und Schnupftabakdose, der an keinem Sabbath „in Schul“ fehlte. Und ein tüchtiger Geschäftsmann war er, dem es nie an einer Antwort fehlte. Als einst ein junger Mann, den er auf Brautschau geschickt hatte, die ihm angebotene Zukünftige mit dem Bemerkten zurückwies, die Dame sei ja lahm und bucklig, rief der Schachfen: „Wo ist da das Unglück? 'Ne Andere bricht sich später das Bein; so haben Sie gleich 'ne fertige Sache!“

Und nun war er gegen mich losgelassen. Ich wußte genug. Diesmal mußte ich dran glauben.

Ich war schon einmal verlobt gewesen. Vor zwei Jahren. Damals war ich jung, hübsch und von Heißhunger nach Wissen und Kenntnissen geplagt. Der Lebensgefährte, den meine Eltern mir bestimmten, entsprach nicht gerade meinem Ideal. Er war natürlich reich. Daß er zum Gaubium der Nebenspenden im Don Carlos, den wir zusammen besuchten, laut schnarchte, sich in prälerischer Weise als Vebemann aufspielte und den Genuß von „Seefangaschen“ als einzig erstrebenswerth betrachtete, konnte ihn mir nicht liebenswürdiger machen. Vier Wochen ertrug ich diese Marter; dann raffte ich mich auf und erklärte: Schluß der Tragikomödie. Ich wurde darauf zu Verwandten nach außerhalb geschickt, damit die „Schande“ der zurückgegangenen Verlobung etwas in Vergessenheit gerathe. Es war ja auch „zu und zu kompromittierend.“

Während diese Zeit der Dual in meiner Erinnerung auslebte, sah der gute Herr Loth in Papas Zimmer und zählte die hervorragenden Eigenschaften des neuen Präsidenten auf. Diesmal war es wirklich etwas ganz Besonderes, das sich nie wieder bieten würde. Mama sah aufgeregt, mit rothen Backen, zwischen uns und sagte in ihrer diskreten Art, um unsere Unschuld zu bewahren:

„Der Herr will mit Papa über einen Hauskauf sprechen.“ Das sagte sie jedesmal bei solchem Besuch . . . Sie hatte ein überaus zärtliches Mutter- und Schwiegermutterherz. Jeder der sechs oder sieben Bewerber, die während des Interregnums vorgeführt wurden, gefiel ihr sehr. Nur Einer nicht; dessen Handschuhe waren zu geschmacklos. Wenn Mama von einer sogenannten „guten Partie“ hörte, die einer Bekannten gelungen war, pflegte sie vorwurfsvoll zu uns spottlustigen Mädchen zu sagen: „Ich sehe noch nicht, was Ihr erreicht habt!“ Ein zärtliches, nur an das Glück und den Seelenfrieden der Kinder denkendes Mutterherz.

Beim Mittagbrot war gutes Wetter und nachmittags gings in den „Zoologischen“. Herr Cohn konnte zufrieden sein. Ich war im Lauf der Zeit mürbe gemacht, denn man hatte ja sogar den Trumpf ausgespielt, die jüngere Tochter vor der älteren Widerspenstigen zu verloben. Das gilt in den Kreisen, wo ich erwachsen bin, nämlich als fürchtbare Blamage der Älteren. Jetzt sollte man mit mir zufrieden sein. Der Gedanke, künftig allein an der Seite meiner Mutter zu leben, war gräßlich. Und Ruhe würde man mir doch nicht lassen. Einer mußte es ja schließlich sein; so lehrt das Familiengesetz, — und „tief in unserm Volke wurzelt die Familie,“ sagt Gupfow.

Vor dem Auszug ein paar erklärende, belehrende Worte. Meiner Schwester, die lebhafter als ich ist, wurde das Trappistengelübde abgenommen und ich liebevoll ermahnt, meiner gewohnten Rundfaulheit zu entsagen, da „Er“ der Geeignete für mich sei. „Er“ war der übliche junge jüdische Kaufmann von geringer Herkunft, der mit dreizehn Jahren genug Schulweisheit genossen und in einer ruhmreichen commis voyageur-Laufbahn ein Bißchen Schliff und Firniß erworben hatte. Jetzt war er natürlich „selbständig“. Natürlich. Denn wenn bei Papa das Bekenntniß des Einig-Einzigen Gottes oberstes Gesetz für die Wahl des künftigen Schwiegersohns war, so hatte Mama andere feste Grundsätze. Gewisse Berufsclassen wurden bei der Wahl überhaupt nicht zugelassen, da ihre Vertreter in ihren Augen nur „höhere ouvriers“ waren.

Der Ersehnte näherte sich unserem Tisch und wurde von Mama huldreichst aufgefordert, „doch Platz zu nehmen“. Er war gut angezogen und wußte auch die Kunst „gnädige Frau, gnädiges Fräulein“ immer zur richtigen Zeit ohne Fehler in die Unterhaltung einzuschleiben. Also ein Mann von Welt; und eine Erbschaft war ihm später auch noch sicher.

Die Verlobung wurde diesmal nicht offiziell angezeigt, da die Woskische bereits einmal mein Glück in ihren Spalten veröffentlicht hatte. Erst beim Hochzeitmahl meiner Schwester wurde das neue frohe Ereigniß des Hauses dem Freundeskreis kundgegeben. So war es entschieden feiner, hatte Mama gesagt; und Mama wußte doch, was sich gehört. Sie sorgte auch dafür, daß mein Brautstand nicht lange dauerte. Nach dem schon einmal Erlebten konnte man nicht wissen . . .

In feierlicher Auffahrt gings zur Synagoge. Der Bräutigam hatte kurz vorher seine Mitgiftquittung ausgehändigt. Alles war in bester Ordnung. Orgelklang und Priesterwort besiegelten den Glücksbund. Meine Schwester, die das Glück solchen Bundes nun schon kannte, gab mir vor Tisch den Rath mit auf den Weg: „Betrinke Dich so, daß Du nichts mehr von Dir weißt!“

Das habe ich gethan.



Die Spielhagen-Katastrophe.

Sogar in den trüblichsten Zeiten passiren manchmal lustige Sachen. Seit Wochen regt sich der große und kleine Bankier über die Spielhagenbanken auf und jüngst erlebten wir das große Schauspiel, in dem Klarheit über die verworrenen Verhältnisse dieser Institute geschaffen werden sollte. Es ging sehr heiter zu, aber die angestrebte Klarheit war leider doch nicht zu erreichen. Zwei Banken sind durch die eigene Schuld ihrer Interessenten in Schwierigkeiten gerathen. Warum diese Schwierigkeiten nicht eintreten durften: Das wurde hier vor ein paar Wochen zu schildern versucht. Es muß nun einmal mit der That-
sache gerechnet werden, daß die Besitzer der Pfandbriefe und Aktien, da sie hastig und unbeachtet ihren Besitz an solchen Werthen auf den Markt warfen, selbst das weitere Sinken des Kurzes herbeigeführt haben. Das hat nichts mit der Frage zu thun, ob unsere mit vielen Paragraphen ausgestatteten Gesetze wirklich geeignet sind, die Sicherheiten, die sie gewähren wollen, zu schaffen, ob sie, kurz gesagt, sich die Aufgabe zutrauen dürfen, als Hüter des nationalen Kapitals dazustehen, und ob nicht vielmehr gerade sie das traurige Schauspiel ermöglicht haben, daß nun auf alte Verluste neue folgen, die zu vermeiden gewesen wären.

Zum ersten Male sollte das Gesetz, das die gemeinsamen Rechte der Inhaber von Schuldverschreibungen regelt — wie gleich bemerkt sei, ein sehr notwendiges Gesetz — in Thätigkeit treten. Der Herr Polizei-Präsident von Berlin hatte, als Vertreter des preussischen Staatsministeriums, die Obligationäre der Spielhagenbanken zusammengerufen, damit sie gemeinsam über die Maßnahmen berieten, die eine Heilung der Bankleiden herbeizuführen geeignet wären. Herr von Windheim gedachte, gemäß der den Inhabern von Schuldverschreibungen öffentlich mitgetheilten Ankündigung, über die Lage der Banken Bericht zu erstatten. Tage lang wurde hin und her geredet, aber der Herr Polizei-Präsident hatte sein Wort noch immer nicht eingelöst, obwohl er sehr nachdrücklich an die Erfüllung dieser Verpflichtung gemahnt wurde. Schwarz auf Weiß steht seine Unterschrift auf dem Papier. Vernehmlich wurde seine Zusage wiederholt verlesen, — aber weder er noch sein Vertreter schienen Rede stehen zu wollen. Erst am vierten Dezember wurde der trostlose Bericht des Polizei-Präsidenten bekannt, — also zu einer Zeit, wo selbst der Mächtigste nicht mehr hindern konnte, daß irgend welche That-
sachen über die Lage der beiden Gesellschaften an die Oeffentlichkeit gelangten. Wie in so vielen Fällen, mußte die Privatinitiative dem gefährdeten Vertrauen zu Hilfe eilen. Die Deutsche Treuhandgesellschaft faßte endlich den muthigen Entschluß, die Aktionäre und Pfandbriefbesitzer über das ihrer harrende Schicksal und die Bedeutung der zu ihrer Verfügung stehenden Werthe aufzuklären. Die Obligationäre werden künftig weder einem Hilfsversprechen noch einem anderen öffentlich gegebenen Wort einer preussischen Behörde mit allzu großen Hoffnungen lauschen können.

Der fromme Wunsch, daß sensationelle Enthüllungen die Versammlung zu einem interessanten Schauspiel gestalten möchten, wurde nur zum kleinen Theil erfüllt. Bei den Aktionären und Pfandbriefbesitzern selbst schien das Bestreben vorzuwiegen, die Versammlungen auf den Ton der Volksversammlung zu stimmen

und sich einen „Ul“ im Großen zu leisten. Wer wirklich an einem Papier theilhaftig ist und darauf bedacht sein will, daß dessen gesunkener Werth sich möglichst bald wieder hebe, Der wird an die Prüfung innerer Verhältnisse herantreten, statt Eitelkeitelgüsten zu fröhnen und lärmende Szenen, die auch dem Unbetheiligten komisch vorkommen müssen, herbeizuführen. Wer aus Erfahrung weiß, wie es in Generalversammlungen zuzugehen pflegt, welche Persönlichkeiten da zu erscheinen und welche zu reden pflegen, Der mußte bei der Zusammenkunft der Interessenten der Spielhagenbanken sofort merken, daß keine edlen Absichten vorlagen, sondern daß hauptsächlich spekulative Bestrebungen sich breit machen wollten. Mit größerem Geräusch als die Aktionäre traten in den Versammlungen allerlei Käufer als Redner auf. Sie hatten den billigen Kurs für geeignet gehalten, sich die Papiere zu erwerben, um sie wieder loszuschlagen, sobald der Preis sich gehoben haben würde. Und so wurde das Unglück zweier Institute dazu mißbraucht, Spekulanten schlimmster Art Gelegenheit zu einem „Rabau“, wie man in Berlin sagt, zu bieten.

Man konnte in diesen Versammlungen Typen der verschiedensten Art studiren. Mancher Redner rief sich in freudiger Erregung die Hände und konnte doch beim besten Willen nicht nachweisen, daß ihn ein wahres Interesse für die Dinge, über die er so hitzig sprach, zur Aeußerung seiner Ansichten getrieben hatte. Merkwürdig war es, zu sehen, wie ein berliner Bankier, der weniger seiner Bedeutung als seiner Skrupellosigkeit und einer sehr lauten Stimme die Stellung als Mitglied des Aufsichtsrathes in einigen größeren Gesellschaften verdankt und der sich als Sachwalter aller Wittwen und Waisen bei der Preussischen Hypotheken-Aktien-Bank und bei der Deutschen Grundschuldbank aufspielte, erst im Termin der letzten Versammlung sein Herz für sie entdeckte. Jedem, der sachlich die Vorgänge in unseren Aktiengesellschaften zu betrachten gewohnt ist, mußte es verdächtig erscheinen, daß der treffliche Herr bis dahin ein ungleich größeres Interesse an dem Schicksal einer Konkurrenten-Gesellschaft genommen hatte. Freilich versteigen sich nur sehr boshafte Leute zu der Behauptung, diese eigenartige Persönlichkeit habe im Grunde nur ein großes Konkurrenzmandat auszuführen beabsichtigt. Die Protokolle der Preussischen Immobilien-Aktien-Bank, die etwa seit dem Jahre 1881 besteht und damals nicht weniger als 300 Grundstücke in Berlin und Breslau übernehmen mußte, jetzt aber in Liquidation gerathen ist, weisen nach, daß der große Schreier aus den Versammlungen der Spielhagenbanken in der Generalversammlung der Preussischen Immobilien-Aktien-Bank, die ja diesen Instituten völlig fern steht, am sechsten April 1899 394 eigene Antheile besaß und außerdem durch Vollmacht im Namen einer berliner Bankfirma 742 weitere Stimmen vertrat, insgesammt also über 1136 Stimmen unter im Ganzen 3017 Stimmen verfügte. Noch in der Generalversammlung vom elften April 1900 trat er als Besitzer von 57 eigenen Antheilen unter im Ganzen 990, die in der Versammlung vertreten waren, auf. Und gerade dieser sonderbare Schwärmer, der bisher keinen Beweis seines Interesses für das Ergehen der Spielhagenbanken geliefert hatte, übernahm jetzt die Rolle des Anklägers.

Bei allen traurigen Vorgängen, die sich im Leben der Aktiengesellschaften abspielen, giebt es leider immer Leute, die aus Verurtheilung oder Reizung im Trüben zu fischen trachten. Da die Geschehnisse der beiden in Verlegenheit gerathenen Ge-

gesellschaften in die Hände eines der vornehmsten deutschen Bankinstitute gelegt sind, läßt sich diesmal hoffentlich verhindern, daß auch hier die Markendeure ihr ables Wesen treiben. Allerdings ist es schon dagewesen, daß selbst vornehme Banken nicht verschmäht haben, das Unglück ihrer Geschäftsgenossen nach Kräften auszunutzen. Als die Pfandbriefbesitzer den Kopf verloren und gewaltiam eine Entwerthung der Spielhagenpapiere herbeiführten, da schreute sich ein Konsortium bis dahin angesehenere Institute nicht, den Banken, die ohnehin einen schweren Kampf zu führen hatten, noch ihr bestes Pferd aus dem Stalle zu ziehen und für die Ausbeutung der Nothlage sich obendrein Wucherzinsen zahlen zu lassen. Dabei wurde mit bewundernswerther Kunst der Glaube aufrecht erhalten, es handle sich um einen Akt der Wohlthätigkeit und hingebenden Opfermuthes. In einzelnen Fällen stieg der Wucherzinsfuß bis zur ansehnlichen Höhe von acht Prozent. Das begreift man, wenn man die Fassung der Bedingungen betrachtet, unter denen die von den Spielhagenbanken erbetene Hilfe gewährt wurde. Für die von dem Konsortium zu erwerbenden Hypotheken wurden nämlich beanprucht:

- 1) $2\frac{1}{2}$ Prozent zur Deckung des Disagios, Stempels und für Ausfertigung der Pfandbriefe,
- 2) $1\frac{1}{2}$ Prozent Provision und
- 3) $4\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen auf acht Jahre.

Wenn Hypotheken erworben wurden, die diesem Zinsfuß nicht entsprachen, war die Differenz gegen den Pfandbriefzinsfuß von 4 Prozent auf die bestimmten acht Jahre dem Konsortium besonders zu vergüten.

In den Versammlungen der Spielhagenbanken wurde nach längst beliebter Manier sehr häufig die Hilfe des Staatsanwaltes angerufen. Hat die Verwaltung ungeselighch gehandelt, so wird die Anklagebehörde gewiß nicht zögern, einzuschreiten. Ganz sicher sind aber auch die braven Leute schuldig, die aus der Nothlage eines Schwesterinstitutes Vortheil zu ziehen suchten. Nicht nur der Kreis der wirklichen und der fiktiven Aktionäre, sondern auch die vielgerühmte öffentliche Meinung hat ein Interesse daran, daß Klarheit über die Mankover verbreitet wird, die zu den Vorgängen bei den Spielhagenbanken geführt und die Institute ins Gerede gebracht haben. Seit Monaten wird in der Presse und an der Börse aus der Verdächtigung der Hypothekenbanken ein förmlicher Sport gemacht. Nur selten gelingt es, die Urheber muthwilliger Ausstreunungen, die sich gewöhnlich an ein kleines Häserchen Wahrheit hängen, zu ermitteln und die Beweggründe ihrer Handlung zu erforschen. Die Spielhagenbanken hatten nicht lange zu suchen, um die falschen Freunde zu finden, die ihre Geschäftshhre auf den Marktplatz geschleift haben. Es sind die zärtlichen Verwandten oder doch zum eigenen Hause Gehörige. Als Führer der Campagne bezeichne ich den als Hersteller und Direktor des Apollo-Theaters bekannten Baumeister Max Ziegler, den eigenen Schwager des ersten Direktors der Grundschuldbank und Preussischen Hypotheken-Aktien-Bank, des Kommerzienrathes Sanden. Ziegler verdankt seinem Schwager eine glänzende Existenz. Ihm wurden sehr viele Bauten übertragen, die die Gesellschaft Sandens auf den von ihnen erworbenen Grundstücken ausführen ließen. Aber: „Je mehr er hat, je mehr er will!“ Und außerdem kühlten Alle ihr Muthchen, die bei den Raubzügen nicht ihrem Verdienst entsprechend theilhaftig zu sein glaubten. An dem Kommerzienrath Sanden, der Zielscheibe der denkwür-

schwersten Vorwürfe, die gegen den Direktor einer Aktiengesellschaft erhoben werden können, hat sich in furchtbarer Weise das System des Nepotismus gerächt. Er umgab sich bei den vielen Gründungen, die er während des letzten Menschenalters in Szene setzte, besonders gern mit Verwandten, ließ sich mitunter sogar Entlastung für seine Geschäftsführung von Angehörigen ertheilen, die seine Macht in den Aufsichtsrath gebracht hatte. So hoffte er, ringsum von Freunden umgeben zu sein, und bedachte gar nicht, wie schnell manchmal aus einem Freunde ein Feind wird. Wer in seiner Familie besonders fähige Köpfe hat, Der handelt gewiß klug, wenn er sie in seine Dienste stellt. Leider ließ sich aber Herr Sanden nicht von solchen Erwägungen leiten, sondern hauptsächlich von dem Bestreben, keinen Fremden in seiner Nähe zu dulden. Der „Bayern-Schmidt“, der lange sein Hauptkollege war, blieb dem Hypothekengeschäft fern und durfte auch keinen Blick in die Bücher der Bank thun, sondern hatte sich lediglich um den engen Kreis der bankgeschäftlichen Transaktionen zu bekümmern; es ist allerdings nicht recht begreiflich, warum dieser einst sehr geschätzte Hypothekensachmann seine Sachkenntniß nicht den Instituten zur Verfügung stellte, an deren Spitze er selbst stand. Sandens System hatte jedenfalls die Wirkung, daß der Kommerzienrath in den Hauptgeschäften, die die Preussische Hypotheken-Aktien-Bank, die Deutsche Grundschuldbank, die Aktiengesellschaft für Grundbesitz und Hypotheken-Verkehr, die Kredit-Gesellschaft für Industrie und Grundbesitz und der ganze Anhang ihrer mit Millionen wirtschaftenden Nebeninstitute ausführten, keinen Mitwisser hatte. Allmählich wuchsen ihm aber die verwickelten Verhältnisse der verschiedenen Unternehmen über den Kopf wachsen. Und Niemand war selbständig und fähig genug, um eine reinliche Scheidung durchzuführen zu können. Es ist sogar fraglich, ob die beiden Vertrauenskommissionen, denen die Entwirrung des großen Knäuels von den Generalversammlungen übertragen worden ist, trotz der Sachkenntniß und Arbeitskraft, die sich in ihnen vereinigt, bei ihrer Zusammensetzung aus nur je sechs Männern dem Herkuleswerk gewachsen sein werden, die Hypotheken-, Wechsel- und Darlehensgeschäfte und die über sie gemachten, keineswegs einwandfreien Buchungen in ihrer wahren Bedeutung zu würdigen. Leider hat sich das Personal der Spielhagenbanken als recht wenig zuverlässig erwiesen; so hat ein Prokurist eines zu ihnen gehörenden Institutes, der wegen Mißbrauchs seines Amtes entlassen werden mußte, den Verräther mancher eigenartigen Geschäftsprinzipien gespielt. Wie niedrig auch die geistigen Fähigkeiten dieses Menschen eingeschätzt werden mögen: zu dem Versuch, sich ein Schweigegehd von zweihunderttausend Mark erpressen zu wollen, war er trotzdem klug genug. Es ist eine Schande, daß die deutsche Presse immer noch den jämmerlichsten Individuen Raum zur Verfügung stellt, selbst wenn die gehässigen Motive ihrer Handlungsweise deutlich erkennbar sind, — so lange sie irgend hoffen darf, durch die „Entfüllungen“ die Sensationenlust der Menge zu befriedigen. Die Spielhagenbanken mag das Schicksal erreichen, das Direktion und Aufsichtsrath eben so wie die unbekümmert in den Tag hineinlebenden Aktionäre redlich verdient haben. Die Verräther und Denunzianten aber sollte jeder anständige Mensch verachten, statt sie als Retter des Vaterlandes zu preisen und mit dem Lorbeer zu krönen.



Notizbuch.

Herr Robinson, ein Randminenkönig, hat in einem lesenswerthen Artikel neu-
 lich den Engländern erzählt, Herr Paul Krüger sei, trotz seiner Unbildung,
 der geschickteste aller lebenden Diplomaten. Das mag ein Bißchen übertrieben sein;
 nicht sehr. Denn erstens ist, Deutschland zum Heil, im Kreis der heute thätigen
 Diplomaten keine beunruhigende Geniesfülle sichtbar; und zweitens ist der Präsident
 der Südafrikanischen Republik wirklich ein höchst geschickter Geschäftsmann. Nicht
 nur, weil er — nicht immer auf sauberen Wegen — ein Riesenermögen erworben
 und rechtzeitig in Sicherheit gebracht hat; nein: er hat auch als Politiker ein unge-
 wöhnliches Maß von Gewandtheit gezeigt. Jahre lang wurde er im eigenen Vater-
 lande als Vertreter der Reaction und Corruption angegriffen, gefeierte Burenführer,
 wie Zoubert, erhoben gegen ihn ihre Stimme und er verstand trotzdem, die dankbare
 Rolle des *pater patrias* vor der Welt zu bewahren. In dem Kampf, den er mit
 zäher Bauernschlaueit gegen britische Raubsucht führte, ist er schließlich unterlegen,
 aber nur, weil die Hilfe, auf die er nach der Jameson-Depesche des Deutschen Kai-
 sers sicher rechnen zu können glaubte und glauben mußte, ihm nach dem Witter-
 ungswechsel verweigert wurde. Jetzt reist er durch Europa; und der ganze Haß, der
 sich gegen England in den Herzen gehäuft hat, macht sich in Halbdingen Luft, die
 weniger der Person des gebrochenen und menschlichen Mitleids würdigen Greises als
 dem Volk gelten, das von einer Uebermacht unbarmerzig erdrückt werden soll. Und
 auch auf dieser Reise zeigt der alte Schlaufkopf seine Geschicklichkeit. In Paris wurde
 er von den Rationalisten, die zuerst für die Buren eingetreten waren, und von dem
 Häuflein der Dreyfusleute umworben, die sich an seiner Popularität wärmen wollten.
 Die Lage war schwierig. Aber der geriebene Holländer kam nicht in Verlegenheit: den
 dreyfusards sagte er, wie es ihn freue, Männer bei sich zu sehen, die auch für eine
 gerechte Sache gekochten hätten, und als dann Henri Rochefort, der diese „gerechte
 Sache“ mit wüthender Leidenschaftlichkeit bekämpft hat, bei ihm erschien, hörte er, es
 sei für den Präsidenten a. D. eine besondere Ehre, den großen Journalisten kennen zu ler-
 nen. So schlängelte der Greis sich durch die Klippen. Und nachdem er in Paris für Frank-
 reich geschwärmt und die Tricolore geküßt hatte, entpuppte er sich zehn Stunden später in
 Köln als niederdeutschen Mann von echtem Schrot und Korn. Daß er in Berlin, wo Herr
 Cecil Rhodes nicht einmal den Grad anzuziehen brauchte, um zum Kaiser zu kommen,
 nicht empfangen werden würde, wußte er sicher voraus; und es war wieder ein Zei-
 chen seiner überlegenen und überlegenden Klugheit, daß er die Ablehnung seines
 Wunsches, von Wilhelm dem Zweiten empfangen zu werden, wie eine jähe Ueber-
 raschung wirken und die Kluft zwischen der gouvèrnementalen Politik und der Stim-
 mung des deutschen Volkes weithin sichtbar werden ließ. Nach diesen Proben diplo-
 matischer Kunst kann man nicht sagen, daß Herr Robinson allzu großlich übertrieben
 hat. Es sieht beinahe aus, als gediehen politische Geschäftleute besseren Schlages
 nur noch unter wärmerem Himmel. Die gute Dame Europa hat schon, als der
 Griechengott ihr in Stiergestalt nahte, bewiesen, daß sie auf Intelligenz keinen Werth
 legt. In ihrem hohen Lebensalter steigt ihr manchmal nun doch die Ahnung auf,
 schlaue Geschäftleute könnten ihr Nutzen bringen, und deshalb rauf sie aus zahnelosem
 Munde Heil auf die Häupter der Herren Si-Dung-Tschang und Paul Krüger herab.

In den großen Zeitungen, die sämmtlich ja mehr oder minder offiziös geworden sind, darf von dem Artikel des Nimenkönigs natürlich nur mit äußerster Vorsicht gesprochen werden. Was sollten die Leser denken, wenn sie hörten, der alte Krüger gelte als der geschickteste Diplomat? Ihnen wird doch täglich erzählt, an diplomatischen Talenten sei Deutschland überreich. Nach dem Grafen Bülow ist jetzt Fürst Radolin an der Reihe, dem, seitdem er von einer Großfürstin schlecht behandelt wurde, das petersburger Klima nicht mehr bekommt. Er löst in Paris nun den Fürsten Münster ab. Münster war enorm, heißt es, aber Radolin ist noch enormer. Es wäre sehr freundlich, wenn die Inspirirten uns verräthen wollten, welche Thaten Fürst Radolin eigentlich in Konstantinopel oder in Petersburg gethan hat. Dieser rollirte Pole — so nannte ihn Bismarck — ist ein geschmeidiger Hofmann und ein viveur, der sich in Paris sehr wohl fühlen und seine Stellung mit Anstand ausfüllen wird. Er mag auch alle erdenklichen politischen Talente haben; nur ist, wahrscheinlich, weil die Gelegenheit fehlte, außerhalb der amtlichen Sphäre davon noch nichts sichtbar geworden. Will man in ihm durchaus einen neuen Heros feiern, dann sollte man gütigst auch seine Verdienste aufzählen. Bequemer ist's freilich, jede Meldung von einem Revirement, wie es jetzt bei uns Sitte geworden ist, mit dem Satz zu ergänzen: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Graf Ping — oder Fürst Runz — auch auf dem neuen, wichtigeren Posten seine glänzenden Fähigkeiten in alter Weise bewähren wird.“

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Garten,

In der „Zukunft“ vom vierundzwanzigsten November veröffentlichen Sie einen Brief, unterzeichnet von den Herren Professor Dr. Bernheim, Professor Dr. Förel, Otto Wetterstrand, Dr. Ringier und Dr. Burdhard und in Anschluß an diesen Brief eine von den Herren Dr. Liébeault und Dr. Lévy unterzeichnete Nachschrift. In diesen Schreiben wird gegen einen Dr. W. Gebhardt entschiedene Stellung genommen, der sein Buch über das Heilverfahren Liébeault Lévy durch Inserate in der „Zukunft“ anpreist und diesem Buch gefällste Zeugnisse der genannten fünf Herren beilegt. Da ich genau den selben Namen trage wie der angegriffene Herr, auch dessen Wohnort leider in der Abwehr-Veröffentlichung nicht angegeben ist und in Berlin, wenigstens nach Anzeiger des Adreßbuches, kein zweiter Dr. W. Gebhardt lebt, so nehme ich Veranlassung, hiermit zu erklären, daß ich mit dem Genannten nicht identisch bin. Ich setze mich um so mehr zu dieser Erklärung gezwungen, als die Veröffentlichung in der „Zukunft“ zu Mißdeutungen bereits Veranlassung gegeben und meine Freunde beunruhigt hat. Ich habe, von ihnen gedrängt, und weil im Geschäftsbureau der „Zukunft“ von dem Inserat, das die Stellungnahme der anerkannten Gelehrten veranlaßt hat, nichts bekannt ist, mich an Herrn Dr. Wetterstrand mit der Bitte um nähere Auskunft über diese Angelegenheit gewandt; es ist ja nicht ausgeschlossen, daß mit meinem Namen Mißbrauch getrieben worden ist.

Hochachtungsvoll und sehr ergeben

Dr. Willibald Gebhardt.

Berlin.

Seit Graf Posadowsky-Wehner Stunden lang stumm im Reichstagsaal sitzen, sich angreifen lassen und die für einen stolzen Menschen schwerste Qual erdulden mußte, seinen „Charakter“ von einem an Jahren jüngeren Vorgesetzten gelobt zu

hören, wird immer wieder gefragt, ob der so grausam Bestrafte nicht nächstens aus dem Reichsamt des Innern scheiden müsse. Kein Zweifel: das Prestige des Staatssekretärs ist gemindert, mehr noch durch die Art der Vertheidigung als durch den Angriff; und Alle, die in dem Grafen einen ersten, nicht nach Augenblickseffekten handelnden Arbeiter sehen, werden bedauern, daß er sich von einem Beherrschenden in diese traurige Position drängen ließ, statt nach einer offenen Rede in ungebrochener Kraft aus dem Amt zu scheiden. Aber muß er deshalb unbedingt jetzt gehen? Ueber die Zeiten sind wir doch längst hinaus, wo Minister und andere Ressortchefs den Abschied nehmen mußten, weil in ihrem Bereich unangenehme Dinge passirt waren. Sind etwa die Herren von Thielen und von Windheim gegangen, weil die Eisenbahnunfälle sich gehäuft und die Leistungen der berliner Kriminalpolizei sich verschlechtert haben, weil die Kohlenpolitik des Ministeriums für öffentliche Arbeiten angegriffen und das Verhalten von Polizeidirektoren, Kriminalkommissaren und Schupkeuten in den unendlichen Wandelbildern des Prozesses Sternberg seltsam beleuchtet wird? Nein: im Deutschen Reich wird, Gott und den Parlamenten sei Dank, der Chef einer Verwaltung nicht mehr für „Rißgriffe“ verantwortlich gemacht, die überall vorkommen können und an deren Bekämpfung der seine Steuern zahlende Bürger kein irgendwie berechtigtes Interesse hat. Im Deutschen Reich hängt das Bleiben und Gehen hoher Würdenträger von ganz anderen Faktoren ab. Und deshalb sollte man nicht fragen, ob Graf Pojadowsky wegen des Falles Woedtke gehen muß, sondern, wie lange er sich das Opfer abzwängen wird, nach der öffentlichen Urtheilung einer guten Charaktercensur auf seinem Posten zu bleiben.

Zwei Zeitungsnutzen aus dem deutschen Jahr 1900:

I. „In welcher ungezwungener Weise der Kronprinz mit den Kameraden und den Einwohnern der Orte, in denen er während des Manövers im Quartier lag, verkehrte, lehrt der folgende Vorgang. Bei dem Gutsbesitzer Gerwing in Wreschow bereitete sich der Kronprinz eigenhändig mehrere Kartoffelpuffer, ließ sich auf dem Korboden seines Wirthes wiegen, wobei ein Körpergewicht von 118 Pfund ermittelt wurde, und lagerte mit den Kameraden auf einem bloßen Strohsack. Der Beschäftigung der Quartiere für die Mannschaften seiner Compagnie unterzog er sich sehr dienstfertig und gab seiner Mutter telegraphisch Mittheilung von seinem Wohlbefinden, worauf alsbald eine telegraphische Antwort eintraf.“

II. „Der seltenen Ehre, ein Mitglied des Kaiserhauses in ihren Mauern zu sehen, hat sich am Freitag unsere Stadt bei dem Besuche Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm durchaus würdig gezeigt. Als der junge Kaisersohn, umgeben von den Offizieren des Ersten Garde-Regiments, mittags ein Uhr in die reichgeschmückte Stadt einritt, da wurde er überall auf das Freudigste von den Bewohnern begrüßt. Für ihn zu Theil gewordene Grüße und Ovationen auf dem Wege hatte der hohe Gast, der an dem Stern zum Schwarzen Adler-Orden, den er an der Brust trug, kenntlich war, überall den freundlichsten Dank. Se. Kaiserliche Hoheit stieg im Kreishaufe ab. Am Abend um sieben Uhr dinirte der Prinz im „Hamburgerhof“ inmitten seiner Offiziere und hielt sich dort bis gegen ein Uhr auf. Wir dürfen verrathen, daß er dort mit einigen anderen Offizieren sich des edlen Sclats beselzte. Das Diner war so einfach wie möglich. Es gab u. A. Brühkartoffeln und geschmorte Rindfleisch.“ *Deutsche Zeitung für die Provinz von Westfalen, 1900.*